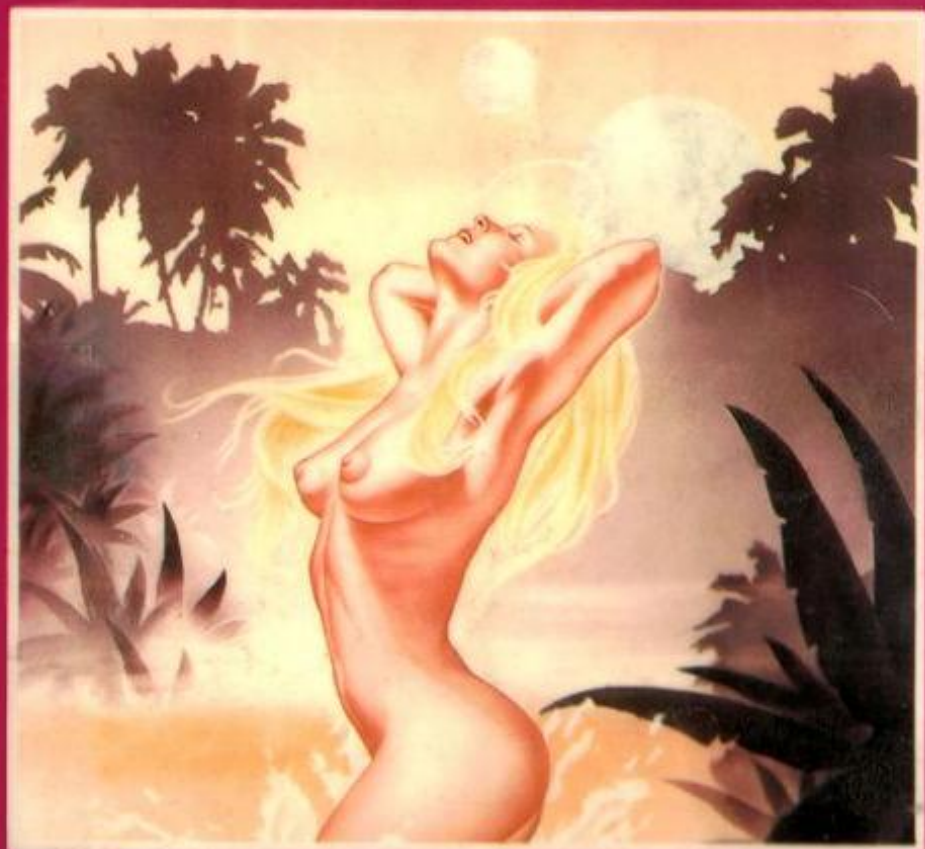




Goldmann

Edmund Cooper

# Die Welt der zwei Monde



Science Fiction-Roman

Edmund Cooper

**Die Welt  
der zwei Monde**

Transit

Science-Fiction-Roman

Wilhelm Goldmann Verlag

Aus dem Englischen übertragen von Susi-Maria Roediger Herausgegeben  
von Dr. Herbert W. Franke

Made in Germany -1/81-1. Auflage -1110

© 1964 by Autor und B.U.C.H.-Agentur P. Hermann, München

Der Band erschien 1964 im Heyne Verlag, München,  
unter dem Titel »Die Welt der zwei Monde«

Umschlagentwurf: Atelier Adolf & Angelika Bachmann, München

Umschlagillustration: Jürgen F. Rogner, München

Satz: R. Schaber/Wels (Austria) Druck: Mohndruck Graphische Betriebe  
GmbH, Gütersloh

Verlagsnummer: 23347

Lektorat: Melanie Berens/Peter Wilfert • Herstellung: Peter Papenbrok

ISBN 3-442-23347-X

V 1.0

Juli 2003

(skl) by edoc

Diese Ebook ist nicht für den Verkauf bestimmt!!!
---

### ***Kurzbeschreibung:***

Das Schicksal der Menschen - auf dem Prüfstand außerirdischer Wesen!

Vier Repräsentanten unseres Planeten, vom Zufall zusammengeführt, sollen sich im Niemandsland zwischen den Welten bewähren.

Es geht um die Frage, wer in Zukunft die Galaxis beherrschen wird .

Lustlos wanderte Richard Avery an einem grauen Februar-nachmittag durch die graugrüne Leere von Kensington Gardens. In der Ferne summte der Londoner Verkehr vorbei. Avery hatte gerade eine Grippe hinter sich und fühlte sich noch ziemlich schwach und deprimiert. Die trübe Landschaft paßte zu seiner Stimmung, und Kensington Gardens kam ihm wie der einsamste Ort auf Erden vor.

Ich hätte lieber zu Hause bleiben, fernsehen oder lesen sollen, dachte er, aber nach einer Woche vollkommener Abgeschlossenheit in seiner Zweizimmerwohnung war ihm alles andere anziehender erschienen als die stumme Gesellschaft seiner vier Wände.

Richard Avery war mit seinen fünfunddreißig Jahren ein Versager, nicht in menschlicher, aber in beruflicher Hinsicht. Vor fünfzehn Jahren hatte er Künstler werden wollen — aber vor fünfzehn Jahren war er eben jung und sehr verliebt gewesen.

Sie hieß Christine, hatte braune Haare, braune Augen und einen großen, sinnlichen Mund. Außerdem hatte sie Leukämie und die Gabe, unbekümmert in den Tag hineinzuleben. Sie liebte Richard, und um seineswillen war sie traurig, daß sie sterben mußte — nicht ihretwegen, nein, nur seineswegen, denn sie wußte, daß er viel Zärtlichkeit brauchte.

Sie lebten knapp über ein Jahr zusammen, und diese Zeit erschien ihm rückblickend als ein Idyll wie die großen Romanzen der Geschichte. Während dieser Zeit malte er Christine in allen erdenklichen Posen, um sie in jeder Weise so festzuhalten, wie er sie kannte. Nur ihre unermessliche Zärtlichkeit konnte er nicht malen, denn dafür war keine Leinwand groß

und keine Farbe leuchtend genug.

Leider hatte es nicht lange gedauert, da Christines Kräfte rasch dahinschwanden. Und als sie dann starb, war er ausgebrannt und in unaussprechlicher Einsamkeit zurückgeblieben. Nach einem schweren Nervenzusammenbruch hatte er keinen Pinsel mehr in der Hand halten können, ohne zu zittern, und er glaubte, nie wieder malen zu können. Wäre er wirklich ein großer Künstler gewesen, hätte nichts ihn vom Malen abhalten können — auch nicht der Tod von hundert Christinen —, und aus dem sich hieraus ergebenden Schluß zog er seine Konsequenz.

Richard Avery verkroch sich in seiner Wohnung, verdiente seinen Unterhalt, indem er Kinder im Zeichnen unterrichtete, und war im übrigen fest entschlossen, in Zukunft jegliche Gefühlsverwicklung zu vermeiden. Seine erste Erfahrung sollte zugleich seine letzte bleiben, denn es würde zu schmerzlich sein, das gleiche noch einmal durchzumachen — nicht die Ekstase der Liebe, sondern die entsetzliche Angst vor dem Verlust.

Sein Leben bestand aus sinnlosem Warten, bloßem Ertragen und einer Eintönigkeit, die nur durch die Wochenenden, Ferien und gelegentliche Krankheiten unterbrochen wurde.

Man konnte nicht sagen, daß Avery in der Vergangenheit lebte, aber in der Gegenwart lebte er wiederum auch nicht, und für die Zukunft machte er sich keine Hoffnungen. Ab und zu dachte er an Selbstmord, aber letztlich konnte er sich doch nie dazu entschließen.

Auch an diesem trüben Februarnachmittag in Kensington Gardens dachte er wieder an Selbstmord und hoffte nur, daß seine Depression lange genug anhielt — bis er sich wirklich zur Tat durchgerungen hatte.

Und dann entdeckte er plötzlich im Gras den kleinen, weißen, intensiv funkelnden Kristall. Im ersten Augenblick hielt er das Ding für eine Schneeflocke oder ein Stückchen Eis, aber

weder Schnee noch Eis besaß eine solche Leuchtkraft. Unwillkürlich bückte sich Avery, um den Kristall aufzuheben. Im gleichen Augenblick wurde es dunkel um ihn. Richard Avery versank in eine Welt des Vergessens.

## 2

Nach einer ganzen Weile — es mochten Minuten oder auch Jahre gewesen sein — lichtete sich die Dunkelheit ein wenig, und Avery glaubte zu träumen. Er sah Sterne, viele funkelnde Sterne, und er schwebte durch das Universum. Er kam an einer Sonne und vielen Planeten vorbei. Einer der Planeten war blau und von weißen Wolken umgeben, mit schimmernden grünen Ozeanen und roten, braunen und gelben Inseln.

»Dies«, sagte plötzlich eine Stimme aus dem All, »ist dein Heim. Dies ist dein Garten. Dies ist die Welt, in der du leben und wachsen und vieles erkennen und verstehen wirst. Hier wirst du genügend erfahren, aber nicht zu viel. Hier ist das Leben. Es gehört dir!«

Die Stimme klang freundlich, aber Avery fürchtete sich davor. Die Furcht wurde so übermächtig, daß sie sein Bewußtsein durchdrang, und er aufwachte. Mit einem Schlag war er hellwach.

Als erstes stellte er fest, daß er auf einem Bett lag, dann, daß er sich in einem Raum befand, dessen Wände aus Metall bestanden. Es gab keine Fenster. Die Decke leuchtete und erfüllte den Raum mit einem angenehmen Licht.

Offensichtlich befand er sich in einem Krankenhaus. Er mußte in Kensington Gardens zusammengebrochen sein, und dann hatte man ihn ins Krankenhaus gebracht. Aber ein Krankenhaus mit Metallwänden...

Richard Avery setzte sich auf und mußte zunächst einmal ei-

ne aufkommende Schwäche überwinden. Seine Ohren dröhnten, sein Kopf brummte, und alles verschwamm vor seinen Augen. Er wartete geduldig, bis er wieder klar sehen konnte, und blickte sich nach einer Tür um.

Es war keine Tür da. Er suchte nach einer Klingel. Es gab keine Klingel. Er suchte nach irgendeiner Möglichkeit, aus diesem Raum zu entkommen — es gab keine.

Er war in diesem Metallzimmer gefangen wie ein Tier in der Falle. Irgend jemand mußte ihn doch hergebracht haben — aber wer? Er wurde von Panik gepackt, kämpfte sie jedoch nieder. Vielleicht hatte er einen Nervenzusammenbruch erlitten, und dies war eine Art Nervenheilanstalt. Vielleicht bildete er sich nur ein, wach zu sein, und träumte in Wirklichkeit noch?

Dann kam ihm ein Gedanke, lächerlich zwar, aber immerhin ein Gedanke — er kniff sich ins Bein und spürte Schmerz. Er kniff stärker und spürte noch heftigeren Schmerz. Dies befriedigte ihn noch immer nicht, denn es fiel ihm ein, daß es durchaus möglich war, auch im Traum Schmerz zu empfinden. Nun dachte er sich etwas aus, das sowohl Traum als auch Wirklichkeit gerecht wurde: Er wollte die Lage erforschen!

Avery erhob sich vom Bett und unterzog seinen Aufenthaltsort einer genauen Musterung. Da war zunächst einmal ein Waschständer. Die Form war etwas eigenartig, aber gefällig. In einer Nische befanden sich eine Toilette und ein Spiegel. In der Zimmermitte standen ein Tisch und ein einfacher Stuhl. Dann war da noch ein leichter Sessel — so erstaunlich leicht, daß Avery ihn mit einer Hand aufheben konnte. Der Boden schien aus einem dunkelroten Plastikmaterial zu sein, auf dem es sich angenehm ging.

Das interessanteste Möbelstück war zweifellos das Gestell neben dem Bett, auf dem eine Maschine stand, die wie eine kleine, unglaublich zierliche Schreibmaschine aussah. Sie wurde von einer endlosen Rolle mit Papier gespeist.



Es war jedoch eine besondere Schreibmaschine, denn als Avery sie näher betrachten wollte, begann sie ganz selbständig, fast geräuschlos und ohne sichtbare Bewegung, zu schreiben. Auf der endlosen Papierrolle erschien rasch und flüssig ein mehrzeiliger Text.

Avery starrte fassungslos auf die Maschine. Dann riß er sich zusammen, setzte sich auf den Bettrand und begann zu lesen.

*Erschrecken Sie nicht*, besagte die Botschaft, und Avery lächelte zynisch. *Sie befinden sich nicht in Gefahr, und es wird bestens für Sie gesorgt werden. Zweifellos haben Sie viele Fragen, aber bedauerlicherweise gibt es einige Fragen, die nicht beantwortet werden können.*

*Was Sie zum Leben benötigen, werden Sie erhalten. Essen und Trinken können Sie bestellen. Ihre Wünsche sind mittels der Tastatur zu übermitteln.*

Die Maschine verstummte. Avery wartete einige Sekunden, aber das war offensichtlich alles, was man ihm mitzuteilen wünschte. Eine Weile betrachtete er gedankenvoll den Text in der Maschine, dann streckte er zwei Finger aus — er hatte es nie gelernt, mit mehr als zwei Fingern zu schreiben — und begann zu tippen.

*Wo bin ich*, tippte er.

Sein eigener Text erschien nicht auf der Papierrolle, und er fragte sich, ob er die Maschine richtig gehandhabt hatte. Er hatte jedoch kaum seine Frage beendet, als auch schon die Antwort ausgeschrieben wurde.

*Kein Kommentar.*

Avery starrte auf die Papierrolle und wurde ärgerlich. Heftig schlug er auf die Tasten.

*Wer sind Sie?*

Die Antwort kam sofort: *Kein Kommentar.*

*Wo bin ich?*

*Kein Kommentar.*

»Das ist ja wirklich ein verdammt nützliches Gerät«, entfuhr

es Avery laut, und seine eigene Stimme erschreckte ihn. Sie klang hoch und anklagend. Wer immer sich auf der anderen Seite der Metallwand befand, würde sicher seinen Spaß daran haben. Avery beschloß sogleich, dieses Vergnügen nach Kräften zu mindern.

Er begann, eine neue Frage zu tippen: *Warum sprang der schnelle braune Fuchs über den faulen Hund?*

Zurück kam die Antwort: *Welchen Fuchs meinen Sie?*

Avery lächelte grimmig. Es war angenehm, daß er die Gegenseite in Fragestellung gedrängt hatte. Das gab ihm das Gefühl, daß er seinen Gegenspielern etwas von ihrer Initiative genommen hatte.

*Denjenigen, der über den faulen Hund sprang,* tippte er als Antwort.

*Welcher faule Hund?*

*Derjenige, über den der schnelle braune Fuchs sprang.*

Es entstand eine Pause. Avery lehnte sich zurück und war geradezu lächerlich zufrieden mit sich selbst. Die Pause dehnte sich aus. Das schien zu bedeuten, daß sie — wer immer sie auch waren — seine Frage ernst nahmen und sich mit der Möglichkeit einer Antwort beschäftigten, und dies wiederum sagte ihm etwas — nicht viel, aber immerhin etwas: Sie — die rätselhaften *sie* — erkannten nicht einmal eine simple Schreibmaschinen-Schreibübung. Es war keine große Entdeckung, aber wenigstens eine Information.

Endlich kam die Antwort: *Diese Frage kann nicht beantwortet werden, da nur ungenügende Daten angegeben wurden. Es wird angenommen, daß die Beantwortung jedoch keine unmittelbare Beziehung zum Wohlbefinden des Subjektes hat.*

Avery fand, daß er einen moralischen Sieg davongetragen hatte. Anscheinend waren *sie* nicht besonders intelligent. Er fühlte sich schon wesentlich besser.

*Das Subjekt ist deprimiert,* tippte er. *Das Subjekt ist eingekerkert, enttäuscht, verwirrt und gelangweilt. Außerdem hat*

*das Subjekt Hunger und Durst. Es hofft, daß die Verrückten, mit denen das Subjekt offensichtlich zu tun hat, wenigstens den Anstand besitzen, es mit Essen und Trinken zu versorgen.*

Zurück kam die Frage: *Was bevorzugen Sie augenblicklich? Wasser, ein alkoholisches Getränk, Tee oder Kaffee?*

*Augenblicklich, antwortete Avery, bevorzuge ich ein alkoholisches Getränk — einen großen Brandy — und Kaffee.*

Damit schien die Verbindung zunächst abgebrochen zu sein. Avery saß da und starrte auf seine Armbanduhr. Es dauerte genau zwei Minuten und einige Sekunden, bevor etwas geschah. Dann vernahm er ein schwaches Kratzen an der Wand und sah gerade noch, wie sich ein Rechteck in der Metallwand öffnete. Dahinter befand sich eine Vertiefung, die sein Essen enthielt. Avery stand auf, um sich zu betrachten, was man ihm geschickt hatte. Da war eine Platte mit Geflügelsalat, appetitlich garniert mit frischem grünem Salat, Kresse, roter Bete und Tomaten, ein Messer, Gabel und Löffel und eine kleine Flasche Martell. Außerdem eine Kanne Kaffee, ein kleines Kännchen Sahne, brauner Zucker, eine Kaffeetasse und ein Brandyglas. Alles zusammen stand auf einem hübschen Plastiktablett.

Avery nahm das Tablett und trug es zum Tisch. Die Öffnung in der Wand blieb.

Plötzlich fiel ihm etwas ein. Er ging zu der Schreibmaschine, die keine gewöhnliche Schreibmaschine war, und tippte: *Sie haben Brot und Butter vergessen!*

Antwort: *Wie viele Scheiben Brot?*

*Eine. Weißbrot. Dünn.*

Das Rechteck in der Wand schloß sich. Genau zehn Sekunden später öffnete es sich wieder. Auf einem kleinen Teller lag eine dünne Weißbrotscheibe.

Avery setzte sich an den Tisch und begann zu essen. Der Geflügelsalat war köstlich. Offensichtlich hatten *sie* nicht die Absicht, ihn schlecht zu versorgen.

Er versuchte, klar und vernünftig über seine Lage nachzu-

denken, aber anscheinend war er nicht in der richtigen Stimmung dazu. Er hatte bis jetzt bereits genügend Überraschungen erlebt und mußte erst einmal wieder Kräfte sammeln. Aber dann fiel ihm etwas ein: Da war doch irgend etwas mit einem Kristall gewesen! Irgendwo hatte er einen eiskalt funkelnden Kristall gesehen...

Er gab es auf, einen Zusammenhang zu finden, und widmete sich dem Brandy, der nicht besonders gut war, dafür aber schmeckte der Kaffee um so besser. Dann stellte er fest, daß ihm noch etwas fehlte — eine Zigarette. Er durchsuchte seine Taschen und fand sein Gasfeuerzeug, aber keine Zigaretten.

Avery ging zur Schreibmaschine und tippte: *Bitte Zigaretten.*

Die Antwort kam sofort: *Ein Vorrat an Zigaretten befindet sich in dem Koffer unter Ihrem Bett.*

Avery zog den Koffer hervor — ein riesiger schwerer Schrankkoffer, offensichtlich neu, mit sechs schweren Messingklammern und einem Schloß. Der Koffer war unverschlossen, und Avery hob den Deckel. Überrascht blickte er auf den Inhalt.

Im Koffer lagen mehrere Tropenhemden, drei Paar Drillichhosen und zwei Buschjacken — alles ganz neu. Außerdem entdeckte er zwei Paar alte Ledersandalen, die er sofort erkannte, und ein Paar neue Sandalen, die fast so aussahen wie die anderen, Pullover, Socken und eine Erste-Hilfe-Ausrüstung. Alles war nagelneu.

Averys Verwirrung wuchs. Er begann die Sachen aus dem Koffer unordentlich um sich herum auf den Boden zu werfen, während er tiefer vordrang.

Außer seinen Toilettensachen fanden sich mehrere Päckchen Rasierklingen und etwa ein Dutzend Stücke Seifen. Daneben entdeckte er einen batteriegespeisten kleinen Plattenspieler und einen ganzen Stapel neuer Langspielplatten. Darunter waren die Fünfte von Beethoven (Symphonie und Klavierkonzert), von Bach Toccata, Fuge und das doppelte Violinkonzert, einige

Straußwalzer, ein Querschnitt aus *My Fair Lady* und andere Melodien, die er liebte.

Fassungslos starrte Avery auf die Plattensammlung. Irgend jemand hatte offensichtlich ganze Arbeit geleistet, denn alle Platten waren Lieblingsplatten von ihm, Erinnerungen an bestimmte Gelegenheiten. Einen Augenblick lang wurde er wieder von Furcht ergriffen — wer immer auch es war, der soviel von ihm wußte, der wußte bereits zuviel —, aber dann sagte er sich, daß es ganz unangebracht war, Angst zu haben, denn wenn auch in Gefangenschaft, so schien er doch immerhin ein ziemlich begünstigter Gefangener zu sein.

Andere Dinge, die er auspackte, überraschten ihn fast noch mehr: eine abgerissene, alte Brieftasche, in welcher er einige Fotos aufbewahrte — verschiedene Schnappschüsse von Christine, verblichene Aufnahmen seiner Eltern, Bilder von ihm selbst als Baby, Kind, junger Mann und Matrose im Zweiten Weltkrieg. Und dann waren da noch eine große Menge von Tuben mit Ölfarben, Pinsel, eine Palette und mehrere Leinwände. In einer Ecke fand er außerdem einen Stoß Taschenbuchromane, zwei alte Tagebücher, mindestens fünfhundert Bogen Schreibpapier und eine Schachtel Bleistifte.

Ganz zuunterst lagen die Zigaretten — nicht etwa nur ein Päckchen oder ein Karton, sondern etwa fünftausend Stück! Die vielen Päckchen bedeckten den ganzen Boden des großen Koffers, und dann waren noch mehrere Päckchen übereinandergestapelt! Natürlich handelte es sich um seine bevorzugte Marke!

Avery riß ein Päckchen auf, setzte sich wieder an den Tisch und begann mit nervösen Zügen zu rauchen, indem er die vor dem Bett verstreuten Sachen betrachtete.

Der Inhalt des Koffers war wirklich ziemlich merkwürdig.

Avery goß sich eine zweite Tasse Kaffee ein. Während er noch trank, wurde er plötzlich sehr müde. Die Zigarette schmeckte ihm nicht mehr, und er drückte sie auf dem Teller

aus. Er gähnte und erhob sich in der Absicht, alle verstreuten Sachen wieder in den Koffer zu packen — eine Arbeit, die ihn wenigstens noch eine Weile wachhalten würde.

Er machte jedoch nur zwei Schritte, gähnte wieder, und die Zelle begann leicht zu schwanken. Er schaffte es gerade noch bis zum Bett, und erschöpft, wie er nach den kürzlichen Erlebnissen und von den Nachwirkungen seiner Grippe war, fiel er sofort in tiefen Schlaf.

### 3

Er erwachte mit dem Gefühl, daß er nicht wirklich erwachte, sondern lediglich von neuem in eine Traumwelt innerhalb eines Traumes eintrat. Dennoch — dieser Traum war zumindest interessanter als die Eintönigkeit der langen Jahre ohne Sinn in London.

Avery stand auf und sah sich in seiner Zelle um. Das Geschirr war verschwunden, die verstreuten Sachen waren wieder eingepackt und der Koffer unter das Bett zurückgeschoben worden! Eine Veränderung gab es jedoch: Seine Toilettensachen lagen jetzt neben dem Waschständer, und das brachte ihn auf den Gedanken, daß ihm eine kleine Erfrischung guttun würde. Er wusch sich vollständig und rasierte sich. Danach fühlte er sich für alles Kommende gewappnet.

Das angebrochene Päckchen Zigaretten lag auf dem Tisch, und einen Aschenbecher hatte man inzwischen auch dazu gestellt. Er zündete sich eine Zigarette an und dachte nach. Das Nachdenken führte jedoch zu nichts, und schließlich setzte er sich vor den einzigen Konversationspartner, der ihm zur Verfügung stand — die Schreibmaschine, entschlossen, diesmal etwas aus ihr herauszuholen.

*Wie lange hin ich schon hier?*

Antwort: *Kein Kommentar.*

Frage: *Wer, zum Teufel, sind Sie?*

Antwort: *Kein Kommentar.*

Feststellung: *Ich glaube, Sie sind verrückt!*

Antwort: *Kein Kommentar. Eine Reihe von Fragen sind vorbereitet worden, und man hofft, daß Sie diese Fragen schriftlich beantworten werden. Wenn Sie dies tun, werden Sie dafür belohnt.*

Avery erwiderte: *Zum Teufel mit Ihren Fragen! Ich möchte eine Kanne Tee haben! Kein Essen, nur eine Kanne Tee!*

Antwort: *Nehmen Sie Zucker und Milch?*

*Beides, tippte Avery.*

Avery begann ruhelos auf und ab zu gehen. Der Scherz, falls es ein Scherz war, oder der Traum, wenn es ein Traum war, schien ihm etwas zu sorgfältig ausgearbeitet worden zu sein. Er blickte auf seine Armbanduhr, dann hielt er sie ans Ohr. Natürlich war sie stehengeblieben. Er hatte keine Ahnung, ob er Stunden oder bereits Tage in dieser Zelle war.

Er wollte gerade wieder eine Frage tippen, worauf er mit Sicherheit wieder ein »Kein Kommentar« zur Antwort erhalten würde, als sich das Viereck in der Wand öffnete und ein Tablett mit einer Kanne Tee, Tasse, Löffel, Milch und Zucker zum Vorschein kam. Daneben lagen ein paar Bogen Papier und ein Bleistift.

Avery nahm das Tablett mit zum Tisch, setzte sich, goß sich Tee ein und sah sich die Fragebogen an. Verächtlich verzog er den Mund — derartige Fragebogen hatte er schon zu Hunderten gesehen. Sie enthielten fünfzig Fragen, darunter Zahlenumstellungen, geometrische Aufgaben, Zeichnungen und Wortübungen.

Plötzlich mußte Avery lachen, es lag eine gewisse Gerechtigkeit darin, daß er nun selbst vor einem Intelligenz-Test saß, nachdem er jahrelang Kinder damit geplagt hatte.

*Regen Sie sich nicht auf,* stand oben auf der ersten Seite.

*Diese Fragen sind lediglich dazu bestimmt, Informationen zu vermitteln. Ihre Antworten werden weder einen nachteiligen noch günstigen Einfluß auf Ihre Zukunft haben. Beantworten Sie jede Frage so rasch wie möglich. Lassen Sie eine Frage einfach aus, wenn Sie keine Antwort wissen. Für Ihre Mitarbeit sind wir Ihnen sehr dankbar.*

Regen Sie sich nicht auf! Avery lachte laut auf. Der Teufel soll die Fragebogen holen, dachte er, aber dann fiel ihm die versprochene Belohnung ein, und er fragte sich, was sie wohl unter einer Belohnung verstehen mochten. Die einzig wirklich wünschenswerte Belohnung, die er sich vorstellen konnte, war Freiheit — aber seltsamerweise war er überzeugt, daß nicht die geringste Aussicht auf Freiheit für ihn bestand.

»Also, tun wir ihnen den Gefallen, und dann wird man ja sehen, was dabei herauskommt«, murmelte er halblaut. Dann zog er seine Uhr auf, stellte sie auf zwölf Uhr und setzte sich stillschweigend die Zeit fest: Mittag von Tag Eins — irgendwo mußte er ja beginnen. Er nahm sich vor, von nun an einen Kalender zu führen. Im Koffer hatte er genügend Schreibmaterial gesehen, und er wollte für jeden Tag ein Kreuz machen. Vielleicht war es auch keine schlechte Idee, ein Tagebuch zu beginnen — falls er sehr lange in dieser Zelle verbleiben sollte.

Avery seufzte, nahm den Bleistift zur Hand und betrachtete die erste Aufgabe. Eine Zahlenfolge: 5 8 12 17. In den für die Antwort bestimmten Raum schrieb er 23.

Die ersten zehn Aufgaben schaffte er in drei Minuten, dann ging es etwas langsamer. Unter den immer schwieriger werdenden Routinefragen gab es zwei oder drei, die ihm besonders auffielen.

*Sex verhält sich zum Leben wie Feuer zum: Hochofen, Wald, Flüssigkeit, Erfüllung, Flamme.*

Avery zögerte eine Weile, bevor er schrieb: Hochofen.

Später wieder eine ähnlich merkwürdige Frage: *Der Berg verhält sich zum Hügel wie der Mensch zum: Affen, Frau,*



*Kind, Embryo.*

Averys Antwort lautete: Affe.

Nach einem halben Dutzend weiterer üblicher Aufgaben hieß es wieder: *Macht verhält sich zur Weisheit wie Religion zu: Teufel, Hoffnung, Gott, Erlösung, Liebe.*

Gott schien ihm hier die richtige Antwort zu sein.

Dann folgten mehrere mathematische Aufgaben, die Avery nicht lösen konnte, und er ließ sie aus — gemäß der obigen Anweisung. Alles zusammengenommen, brauchte er etwas über eine Dreiviertelstunde, um sich durch die Fragen hindurchzuarbeiten. Von den fünfzig Fragen hatte er versucht, dreiunddreißig vollständig zu beantworten.

Die letzte Frage, die in drei Abschnitte aufgeteilt war, war jedoch unbedingt die interessanteste.

(A) *Wenn Sie die höchste Entwicklungsstufe erreicht hätten, würden Sie dann lebende Wesen mit unbegrenzten Fähigkeiten um sich dulden oder würden Sie ihrer Entwicklung eine Grenze setzen?*

(B) *Wenn Sie das höchstentwickelte Lebewesen wären, glauben Sie, daß Sie dann die Bedeutung des Todes begreifen würden?*

(C) *Wenn Sie das höchstentwickelte Lebewesen wären, würde Ihnen dann der Tod eines Virus oder die Geburt einer Milchstraße mehr bedeuten?*

Avery antwortete: (A) unbegrenzte Fähigkeiten dulden; (B) nein; (C) Tod eines Virus.

Avery legte den Bleistift auf den Tisch und zündete sich eine neue Zigarette an. Dann ging er zu der gesprächigen Schreibmaschine und tippte: *Der Affe hat seine Banane verdient, meine Herren. Der Test ist abgeschlossen, die Intelligenzquote beklagenswert. Ich beanspruche jetzt die versprochene Belohnung.*

Zurück kam die Aufforderung: *Bitte stellen Sie das Tablett in die Nische zurück, und legen Sie die Testbogen dazu.*

*Und wenn ich das nicht tue?*

*Dann werden Sie betäubt, damit die Bogen abgeholt werden können. In diesem Fall ist es empfehlenswert, eine bequeme Stellung einzunehmen.*

Daraufhin zog Avery es vor, zu tun, worum er gebeten worden war. Die Öffnung in der Wand schloß sich, und Avery wartete, was nun geschehen würde.

Etwa zehn Minuten lang passierte gar nichts. Dann verschwand plötzlich eine Metallwand seiner Zelle und gab den Blick auf eine andere Zelle frei, die genauso aussah wie seine eigene — mit einem Unterschied: In dieser Zelle war eine Frau!

4

Sie war blond und sah aus wie Mitte Zwanzig. Man konnte es jedoch nicht genau sagen, da sie eines jener nicht unattraktiven, künstlich zeitlosen Gesichter hatte, das sowohl zu einem reifen Teenager als auch zu einer jugendlichen Frau von vierzig gehören konnte.

Sie trug eine rote Seidenbluse zu engen schwarzen Hosen — und genügend Make-up für eine Party. Avery wurde es unangenehm bewußt, daß die beiden obersten Knöpfe seines Hemdes offen waren — er trug nur eine Krawatte, wenn es unbedingt nötig war — und daß es seinen Hosen deutlich anzusehen war, daß er darin geschlafen hatte.

Alle diese völlig unwichtigen Einzelheiten gingen ihm in den ersten zwei Sekunden durch den Kopf, während sie beide die Überraschung und das Schweigen zu überwinden suchten.

Sie war die erste, die sich faßte. Sie lief auf ihn zu. »Oh, Gott sei Dank! Ich weiß nicht, wer Sie sind oder warum wir hier sind... aber zumindest sind Sie ein menschliches Wesen.

Ich dachte schon, ich würde nie wieder ein menschliches Gesicht sehen!«

Ihre Stimme war angenehm, ihre Aussprache ausgezeichnet. Plötzlich fing sie an zu weinen, und bevor Avery wußte, wie ihm geschah, klammerte sie sich an ihm fest, und er hatte beide Arme schützend um sie gelegt.

»Nur ruhig, nur ruhig«, murmelte er verlegen und fügte dann hinzu, »schließlich leben wir ja noch!«

Sie löste sich aus seinen Armen. »Verdammt, ich ruiniere mein ganzes Make-up... Wie heißen Sie überhaupt?« »Richard Avery. Und Sie?«

Sie lächelte spitzbübisch. »Haben Sie keinen Fernsehapparat? Oh, wie dumm von mir, hier haben Sie natürlich keinen.«

Plötzlich dämmerte es ihm. »O doch, ich habe immer ziemlich viel ferngesehen — das einzige, was ich bewußt vermieden habe, mir anzusehen, waren diese endlosen Hospitalserien. Sie sind natürlich Barbara Miles.« »Höchstpersönlich«, erwiderte sie.

»Da bin ich mir nicht so sicher«, meinte Avery lächelnd. »Eine meiner Theorien geht nämlich dahin, daß ich träume.«

»Nun, den Alptraum haben wir gemeinsam«, gab sie zurück. »Was, in aller Welt, hat das alles eigentlich zu bedeuten?«

»Das würde ich auch gern wissen. Haben Sie eine Ahnung, wie Sie hierhergekommen sind?«

Sie schüttelte den Kopf. »Das letzte, woran ich mich erinnern kann, ist dieser verdammte Diamant. Ich dachte, er wäre vielleicht aus einem Ring herausgefallen — obgleich er dazu eigentlich viel zu groß aussah. Ich erinnere mich noch, daß ich mich bückte, um ihn aufzuheben — und dann war nichts mehr.«

Diese Worte riefen in Avery eine Erinnerung wach. Sofort sah er im Geiste den Kristall vor sich und sein kaltes, blendendes Feuer. »Nun sagen Sie doch etwas«, rief Barbara nervös, »ich habe mir das nicht alles nur ausgedacht.«

Avery blickte sie an. »Dieser Diamant war doch nicht etwa in Kensington Gardens?«

Barbara war sichtlich überrascht. »Nein, aber im Hyde Park — woher wissen Sie...?«

»Die Trennungslinie zwischen Hyde Park und Kensington Gardens ist eigentlich nur illusorisch«, bemerkte Avery trocken. »Meiner war in Kensington Gardens. Kein Diamant — zumindest hielt ich das Ding nicht dafür —, sondern lediglich ein Kristall.«

Eine längere Pause entstand, während jeder seinen Gedanken nachhing, die jedoch zu nichts führten.

»Ich brauche eine Zigarette«, erklärte Barbara schließlich.

Avery bot ihr eine an und nahm sich selbst auch eine.

Barbara zog den Rauch tief ein. »Wie heißen Sie noch? Da sieht man mal, in welchem Zustand ich bin, ich kann nicht einmal einen Namen behalten.«

»Richard Avery.«

Sie lachte schrill auf. »Sehr erfreut, Sie kennenzulernen, Richard. Willkommen hier im Klub!«

»Ich bin mehr als erfreut, Sie kennenzulernen«, erwiderte er mit Nachdruck. »Ich befürchtete nämlich, daß der Klub nur aus einem einzigen Mitglied bestünde.«

»Bis ich Sie sah, war ich mir wirklich nicht sicher, ob ich tatsächlich ich bin«, gestand Barbara.

Plötzlich kam Avery ein Gedanke. »Gott allein weiß, wie lange wir Zeit haben, bis die Kerle die Wand wieder schließen oder sich sonst irgend etwas ausdenken. Vielleicht gesteht man uns noch zehn Minuten zu oder auch den ganzen Tag — ich meine, ein paar Stunden. Also wollen wir die Zeit lieber nutzen und sehen, was wir an Informationen zusammenbekommen.«

»Nichts zu melden, Sergeant«, erwiderte Barbara. »Außer, daß ich mich etwas besser fühle.«

»Haben Sie irgend etwas von ihnen gesehen?«

»Von wem? Von den verrückten Wissenschaftlern?«

»Ist das Ihre Theorie?«

»Sie ist so gut wie jede andere. Nein, ich habe nichts von ihnen gesehen. Um ehrlich zu sein«, fügte sie etwas zögernd hinzu, »ich hatte so den Eindruck, daß sie mich heimlich beobachteten. Ich wurde schließlich so hysterisch und langweilte mich derart, daß ich mich in verführerischer Pose aufs Bett gelegt habe.« Sie kicherte. »Es passierte gar nichts. Entweder haben sie mich nicht beobachtet, oder sie waren nicht interessiert — oder beides... Ich glaube, ich fange langsam an, alt zu werden.«

Avery schob das störend lebendige Bild vor seinem inneren Auge beiseite. »Haben Sie eine Ahnung, wie lange Sie schon hier sind?« fragte er.

»Das kann ich Ihnen sogar beantworten«, erwiderte Barbara und sah auf ihre Armbanduhr. »Noch nicht ganz achtundvierzig Stunden. Ich habe genau Buch geführt — für den Fall, daß ich mir einbilde, es wären Jahre.«

»Hatten Sie irgend etwas bei sich, als Sie aufwachten — ich meine, persönliche Sachen?«

»Nein, aber ich fand einen ganzen Haufen Zeug in einem großen Koffer unter dem Bett. Ich weiß nicht, wie sie das alles zusammenbekommen haben, denn ich teile — vielmehr teilte — mit drei anderen Mädchen die Wohnung.«

»Sie verständigen sich ebenfalls mit ihnen durch diesen Fernschreiber, nehme ich an?«

»Ja, und zwar im Augenblick durch Schimpfwörter«, antwortete Barbara. »Ich möchte wissen, was passiert, wenn ich mich schlecht benehme. Übrigens mußte ich eine Menge närrischer Fragen beantworten, und dafür sollte ich eine Belohnung bekommen.« Sie grinste. »Ich nehme an, Sie sind diese Belohnung.«

»Nun, soweit sind unsere Erfahrungen ziemlich identisch«, meinte Avery. »Bis auf das, daß es mir nicht gelungen ist, eine Zeitkontrolle einzuhalten.«

»Was schließen Sie also aus all dem?«

Avery zuckte die Achseln. »Nicht viel, außer, daß wir nicht allein sind.«

In diesem Augenblick begann Averys Fernschreiber zu schreiben. Beide blickten auf die Mitteilung.

*Es ist notwendig, daß Sie sich in zehn Minuten wieder jeder in Ihrem Zimmer befinden.*

»Verdammt«, schrie Barbara wütend. Avery antwortete: *Wir möchten zusammen bleiben. Sie werden nicht für lange getrennt werden*, schrieb die Maschine zurück, *vorausgesetzt, daß Sie die nächste Folge von Fragen so korrekt wie möglich beantworten.*

*Wir möchten überhaupt nicht getrennt werden und wollen auch keine Fragen mehr beantworten*, tippte Avery.

*Kein Kommentar. Es bleiben Ihnen noch neun Minuten.*

»Na ja«, sagte Barbara ärgerlich. »Mit uns können sie's ja machen.«

Avery lächelte dünn. »Die Frage ist nur, sollen wir uns wie gehorsame Hunde benehmen, oder sollen wir sie provozieren?«

»Das müssen Sie schon entscheiden, schließlich sind Sie der Mann!«

Avery dachte einen Augenblick nach. »Gut, dann wollen wir mal sehen, was geschieht, wenn wir uns nicht fügen. Inzwischen wollen wir gemeinsam überlegen, ob in unserer Lage nicht irgend etwas zu machen ist.«

»Wahrscheinlich belauscht man uns«, warnte Barbara.

»Bestimmt sogar. Ich glaube, das gehört alles zu der Behandlung — besonders unser Zusammentreffen.«

Eine Weile besprachen sie ihre Lage, aber da es nur so geringe Anhaltspunkte gab, kam auch nur wenig dabei heraus. Bis jetzt war ihnen kein Leid geschehen — bis auf die Betäubung — und daher konnten sie mit einiger Wahrscheinlichkeit annehmen, daß ihre Entführer nicht die Absicht hatten, mehr Gewalt anzuwenden als unbedingt notwendig, was auch immer

sie mit ihnen vorhatten.

Verzweifelt ergingen sich Barbara und Avery in Mutmaßungen. Barbara schlug schlicht und einfach Entführung vor, aber Avery wies darauf hin, daß gewöhnliche Kidnapper ihren Opfern im allgemeinen keine Intelligenztests vorlegen. Außerdem schien die Ausstattung ihres Gefängnisses weit jenseits der Fähigkeiten und Erfindungsgabe normaler Verbrecher zu sein. Hinzu kam, daß der Inhalt beider Koffer darauf hindeutete, daß ihnen ein ziemlich langer Aufenthalt bevorstand, der offensichtlich nicht vollständig in diesem Gefängnis zugebracht werden sollte.

Die Theorie von den verrückten Wissenschaftlern wurde ebenfalls fallengelassen, da sie zu unwahrscheinlich war.

»Ich glaube, nach dem, was wir bis jetzt erfahren haben, können wir überhaupt keine der üblichen Maßstäbe anlegen«, meinte Avery. »Es kommt mir vor, als ob das Hirn oder die Hirne, die hinter dieser Sache stehen, nicht auf unserer Ebene arbeiten. Irgendwie ist alles so anders und fremdartig!«

Plötzlich begann der Fernschreiber sich wieder zu melden. *Bitte kehren Sie jeder in Ihr Zimmer zurück.*

»Jetzt geht's los«, sagte Barbara, setzte sich vor die Maschine und tippte: *Nein danke, wir haben soeben geheiratet.*

Die Maschine verstand offensichtlich keinen Spaß. *Es ist notwendig, daß Sie weitere Fragen beantworten. Sie werden für Ihre Mitarbeit belohnt.*

Barbara wollte aus Trotz gerade wieder unhöflich antworten, aber Avery hielt sie zurück. »Lassen Sie's gut sein. Jetzt wollen wir mal sehen, was geschieht.«

Dann schwiegen die beiden eine ganze Weile, während sie etwas ängstlich auf die Wände und die erleuchtete Decke starrten, als würde die Strafe gleich daraus hervorspringen. Aber nichts geschah, und sie waren beinahe enttäuscht.

»Es sieht aus, als ob sie es sich doch überlegen«, bemerkte Avery schließlich. »Im allgemeinen antworten sie doch immer

sofort.«

»Vielleicht ist ihnen ein solcher Fall noch nicht vorgekommen«, meinte Barbara.

»Nun, wir wollen uns lieber unterhalten, sonst geht uns das Warten noch auf die Nerven... Ja, wo war ich doch stehengeblieben...? Es ist alles so anders, ja — irgendwie kommt mir die ganze Angelegenheit nicht menschlich vor...«

»Unmenschlich?«

»Vielleicht, aber nicht im gewöhnlichen Sinn. Eher nicht menschlich. Es sollte mich zum Beispiel gar nicht wundern, wenn wir mittels dieses Fernschreibers dort« — er deutete auf die Maschine auf dem Gestell — »mit einem Computer in Verbindung stünden.«

»Na, ich bin jedenfalls überzeugt, daß es kein Computer war, der mich mir nichts dir nichts aus Hyde Park entführte«, wandte Barbara ein.

»Vielleicht, aber...« Weiter kam Avery nicht, denn in diesem Augenblick glitt das Wandviereck beiseite. Instinktiv blickten beide hinüber, um zu sehen, was in der Nische lag. Ein kleiner Gegenstand zog sofort ihre Aufmerksamkeit auf sich — ein wunderschöner, makelloser Kristall von strahlendem Glanz, der das Geheimnis absoluter Dunkelheit in sich barg.

## 5

Er war allein — und doch nicht allein. Durch das All zwischen den Sternen hindurch schwebte Christine auf ihn zu und flüsterte:

»Wo du auch bist, was du auch tust, ich bin bei dir. Denn was zwischen uns besteht, steht über Zeit und Raum, Leben und Tod... Du mußt eine Reise machen, mein Liebling. Mache sie!«



Er wollte sie rufen: »Christine... Christine, bleib...«, aber er brachte keinen Ton heraus. Christine löste sich in Nichts auf, und zurück blieb eine grenzenlose Leere.

Aber dann wurde die Leere ausgefüllt durch einen großen grünen Planeten.

»Dies«, sagte plötzlich wieder die Stimme aus dem All, »ist dein Heim. Dies ist dein Garten. Dies ist die Welt, in der du leben und wachsen und vieles erkennen und verstehen wirst. Hier wirst du genügend erfahren, aber nicht zu viel. Hier ist das Leben. Es gehört dir!«

Die Stimme hatte er schon einmal gehört, die Worte hatte er auch schon einmal gehört, aber er verstand die Botschaft nicht.

Avery hatte Angst — Angst, weil er nicht begreifen konnte und weil er so allein war.

Avery erwachte in Schweiß gebadet. Er lag ausgestreckt auf seinem Bett wie ein Patient, der gerade aus der Narkose erwacht. Er erinnerte sich noch an das erste Mal und richtete sich langsam auf. Diesmal dröhnte sein Kopf nicht ganz so heftig.

Avery sah sich um. Barbara war verschwunden, die Wand hatte sich wieder geschlossen, und er war von neuem mit sich allein. Er mußte lächeln, als er sich vorstellte, was Barbara in ihrer reizvoll frivolen Art jetzt denken mochte.

Die Nische stand noch offen. Statt des Kristalls lagen nun jedoch ein einzelner Fragebogen und ein Bleistift darin.

Das haben wir nun von unserem passiven Widerstand, dachte Avery. Ich hätte wissen sollen, daß sie den Kristall benutzen würden!

Er setzte sich mit dem Bogen und dem Bleistift an den Tisch und las die Fragen durch. Es war kein neuer Intelligenztest, sondern es ging um ziemlich persönliche Fragen. Die meisten waren glücklicherweise nur mit ja oder nein zu beantworten.

*Glauben Sie an Gott als an eine Person, deren Ethik von den Menschen gedeutet werden kann?* Avery antwortete: Nein.

*Halten Sie sich für mutig, überdurchschnittlich mutig oder*

*für einen Feigling?* Avery schrieb: Für einen Feigling.

*Glauben Sie, daß der Zweck die Mittel heiligt?* Er antwortete: Manchmal ja, manchmal nein.

*Wünschen Sie sich Unsterblichkeit?* Antwort: Nein.

*Ist Ihnen Ihre augenblickliche Lage sehr unangenehm?* Avery schrieb hin: Seien Sie nicht albern!

*Wären Sie bereit, für ein Ideal zu sterben?* Averys Antwort: Ich weiß es nicht.

*Glauben Sie, daß die Menschen den Tieren überlegen sind?* Antwort: Nur in manchen Dingen.

*Sind Sie sexuell potent?* Antwort: Ich glaube, ja.

*Wovor fürchten Sie sich am meisten?* Avery antwortete: Vor Wahnsinn.

*Glauben Sie, daß Kriege gerechtfertigt sein können?* Antwort: Manchmal.

*Haben Sie jemals einen Mord begangen?* Das ist ja eine ganz tolle Frage, dachte Avery und schrieb dann: Ich glaube nicht.

*Haben Sie jemals jemanden getötet?* Die imaginären Gesichter dreier namenloser Flieger stiegen im Geiste vor ihm auf, und er antwortete: Ja.

*Wen, wenn überhaupt, lieben Sie?* Avery kam sich wie ein Verräter vor, als er hinschrieb: Mich selbst.

Damit waren die Fragen beendet. Avery las noch einmal seine Antworten durch und legte dann den Fragebogen in die Nische zurück. Sofort schloß sich die Wand.

Avery ging zu der unergründlichen Maschine und tippte: *Werden Sie jetzt die verdammte Wand wieder öffnen?*

Die Antwort kam umgehend. *Sehr bald. Bitte gedulden Sie sich noch etwas.*

Avery zündete sich eine Zigarette an und lief in der Zelle auf und ab. Es wurde immer phantastischer! Aber das Ärgerlichste war doch, daß er jeglicher Initiative beraubt war — *sie* hielten alle Trümpfe in der Hand.

Vernünftiges Denken brachte einen hier nicht weiter, sagte

er sich gereizt. Er holte tief Luft und rief laut: »Sie sind überhaupt keine Menschen. Es sind verdammte glotzügige Ungeheuer!«

Seine Worte schienen in der Stille des Raumes überlaut von den Metallwänden widerzuhallen. Und in diesem Augenblick, wie auf ein Signal, verschwand die Wand, die ihn von Barbara trennte. Nur, daß es nicht Barbara war, die auf der anderen Seite zum Vorschein kam.

Es war ein braunhaariges Mädchen mit angstvoll aufgerissenen Augen, rundem, jungem Gesicht und vollentwickeltem Körper.

»Wo ist Barbara? Wer sind Sie denn?« fragte Avery unfreundlich, obgleich er es eigentlich nicht so meinte.

»Ich heiße Mary Durward... ich... ich... Wie kommen Sie denn hierher?« Sie hatte ganz offensichtlich Angst.

Avery fiel ein, daß er ungewaschen und unrasiert war. Er lächelte. Er mußte tatsächlich ziemlich furchteinflößend wirken. »Vorhin war in der angrenzenden Zelle ein Mädchen namens Barbara Miles«, erklärte er. »Na, hier weiß man ja nie, was nun wirklich ist. Mein Name ist übrigens Richard Avery.«

Ihr Gesicht hellte sich etwas auf, als sie merkte, daß er nicht ganz so grimmig war, wie er aussah. »Dasselbe ist mir auch passiert«, erwiderte sie. »Der Mann in der Zelle nebenan hieß Tom Sutton. Man ließ uns eine Weile zusammen, und dann wurden wir wieder getrennt, weil weitere Fragen zu beantworten waren.«

Avery überlegte einen Augenblick. »Wir wollen doch mal sehen, ob wir nicht etwas Ordnung in die Dinge bringen können. Wo hat man Sie aufgelesen — Kensington Gardens oder Hyde Park?«

Sie blickte überrascht auf. »Kensington Gardens. Woher wissen Sie das?«

»Ich habe mich mit den Gewohnheiten entführter Personen beschäftigt«, sagte er trocken. »Sie fanden einen hübschen

kleinen Kristall, nehme ich an?»

»Ich dachte, es wäre eine Brosche«, gab sie sofort zu, »und ich...« »Und Sie bückten sich, um sie aufzuheben, nicht wahr? Und als nächstes wachten Sie hier in diesem Irrenhaus auf, stimmt's?«

Sie lächelte, und Avery fand ihr Lächeln ganz bezaubernd. Plötzlich tat sie ihm unendlich leid. Sie sah nicht im entferntesten so zäh und widerstandsfähig wie Barbara aus. Sie wirkte wie etwa achtzehn und sah aus wie ein verlorenes Kind.

»Wissen Sie, was das alles zu bedeuten hat?« fragte sie hoffnungsvoll.

»Nein. Ich fürchte, ich weiß gar nichts — außer, daß es eine reale Situation zu sein scheint. Zunächst hielt ich nämlich alles für einen Traum... Darf ich in Ihre gute Stube kommen, fragte die Spinne die Fliege...?«

Mary lächelte wieder, und Avery trat in ihre Zelle. Sie setzten sich auf das Bett, und Avery bot ihr eine Zigarette an.

»So, wir wollen am Anfang beginnen und sehen, ob wir nicht einen gemeinsamen Faktor finden können«, meinte Avery. »Wo wohnen Sie, wie alt sind Sie, und was tun Sie?«

»Lancaster Gate«, antwortete sie, »dreiundzwanzig Jahre alt, Sekretärin.« »Verheiratet?« »Nein.«

»Was ist mit dem Mann, der neben Ihrer Zelle war?« »Sie meinen Tom Sutton... Er wurde ebenfalls aus Kensington Gardens entführt. Er ist aus der Werbebranche... sehr nett, aber...« »Aber?«

»Vielleicht bin ich unfair... aber er scheint das Ganze mehr oder weniger für einen etwas merkwürdigen Reklamegag zu halten.«

Avery zuckte die Achseln. »Sagen Sie das noch mal, und dann werde ich es selbst glauben. Wissen Sie, ob er verheiratet ist?«

»Ich weiß es nicht, aber ich glaube nicht.«

»Barbara sieht auch nicht verheiratet aus«, meinte Avery

nachdenklich. »Also, was haben wir nun? Eine Fernsehspielerin, einen Werbefachmann, eine Sekretärin und einen Lehrer — das bin ich —, alle ledig und mit der gefährlichen Neigung, in Parks spazierenzugehen und magische Kristalle zu finden... Das klingt nicht nach Zufall.«

»Was meinen Sie damit?«

»Wenn es eine zufällige Auswahl gewesen wäre, hätte doch wenigstens einer verheiratet sein müssen.« Avery seufzte.

»Vielleicht ist Tom oder Barbara ja doch verheiratet.«

»Würde das etwas ändern?«

»Möglich... ich greife nur nach Strohhalmen... Eine persönliche Frage: Sind Sie in irgend jemanden verliebt?«

Sie schüttelte wieder den Kopf. »Früher war ich es einmal.«

»Ja, das war ich auch — bin es vielleicht heute noch, aber sie ist tot... Ich glaube nicht, daß Barbara jemanden liebt — wirklich liebt. Wie steht es mit diesem Tom Sutton?«

»Ich weiß es nicht.«

»Dann raten Sie.«

»Ich würde sagen, nein, aber ich weiß es wirklich nicht.«

»Nun, das muß genügen — immerhin fügt es sich in eine Theorie ein.« Avery lachte. »Es macht mir nichts aus, einige Tatsachen so zurechtzubiegen, daß sie in meine Theorie passen.«

»Was ist das für eine Theorie?«

Avery schwieg einen Augenblick. »Nun«, begann er dann, »ich glaube nicht an einen Zufall. Ich glaube, daß wir alle ausgewählt worden sind. Wenn meine Theorie richtig ist, dann wurden wir ausgesucht, weil keiner von uns starke gefühlsmäßige Bindungen hatte. Fragt sich nun, warum wir ausgesucht wurden. Antwort: Um irgendeiner Art von Test unterworfen zu werden. Bis jetzt haben *sie* — wer immer *sie* sein mögen — gut für uns gesorgt, aber sie haben auch eine Menge über uns herausgefunden: wie wir denken, wie intelligent wir sind und was wir für gefühlsmäßige Reaktionen haben. Jetzt kommt die

spannendste Frage: Wer oder was sind *sie*? Und unvermeidlich ergibt sich daraus die Antwort: Sie sind nicht menschlich, und zwar, weil die Technik, die sie angewandt haben, um dieses kleine Experiment durchzuführen, einfach nicht menschlich genannt werden kann. Dieses Ding dort«, Avery zeigte auf Marys Fernschreiber, »ist die Art Mechanismus, die von einem nichtmenschlichen Wesen benutzt werden würde, um mit uns Verbindung aufzunehmen, ohne uns zu sehr zu erschrecken. Und obgleich unsere Zellen selbst wahrscheinlich von unserer gegenwärtigen Technik ohne Schwierigkeiten konstruiert werden könnten, wäre es doch nicht das, was... Also, wie finden Sie das?«

Mary schauderte. »Es klingt entsetzlich — aber wahrscheinlich.«

»Ich möchte wetten, daß Sie auch einen Haufen Zeug in dem Koffer unter Ihrem Bett haben, stimmt's?«

Mary nickte.

Avery lächelte grimmig. »Alle Anzeichen sprechen dafür, daß es ein ziemlich langes Experiment wird, dessen zweite Phase woanders durchgeführt werden soll.«

Mary schwieg, und Avery wollte gerade neue Ideen entwickeln, als er ein schwaches, kratzendes Geräusch wahrnahm.

»Blicken Sie zu Boden«, befahl er nachdrücklich und starrte selbst auf seine Füße.

»Was ist denn nun?« fragte Mary bestürzt.

»Ich habe gerade gehört, wie sich Ihre Nische in der Wand öffnete. Vielleicht liegt wieder der Kristall darin. Damit haben *sie* Barbara und mich das letzte Mal erwischt. Wir haben *ihre* Anweisungen nicht befolgt und wurden betäubt.«

»Wir können doch nicht ewig nach unten blicken, und außerdem haben wir doch gar nichts Falsches getan, oder?«

»Wer, zum Teufel, weiß schon, was hier richtig oder falsch ist«, erwiderte Avery gereizt. »Warten Sie, ich werde hinsehen, und wenn ich das Bewußtsein verliere, tun Sie gar nichts, son-

dern blicken weiterhin auf den Boden — jedenfalls nicht zu der Nische hin. In Ordnung?«

Es entstand eine Pause, und dann sagte Avery ärgerlich: »Geschieht mir recht. Es ist gut, Mary — nur Kaffee für zwei!«

Mary blickte auf und kicherte. »Oh, ich habe vergessen, es Ihnen zu sagen — kurz bevor die Wand zwischen unseren Zellen verschwand, bestellte ich mir Kaffee.«

»Für zwei?«

»Nein, ich wußte ja nicht, daß ich Gesellschaft haben würde.«

»Dann müssen wir eine sehr aufmerksame Bedienung haben«, bemerkte Avery trocken.

Der Kaffee tat ihnen beiden gut und verwandelte die gespannte in eine fast freundschaftliche Atmosphäre. Sie rauchten zwei Zigaretten, und Avery beschloß, seine Theorie von den glotzügigen Ungeheuern zunächst nicht weiter auszuführen. Mary Durward sah eher aus, als ob sie einen Trost nötig hätte — er wußte nur nicht, in welcher Form er ihr einen bieten könnte.

Die Unterhaltung als solche mit ihr war aber auch schon etwas — sogar sehr viel und genau die Therapie, die sie beide in großzügigen Dosen gebrauchen konnten.

Avery erfuhr, daß Mary in einem West-End-Büro der Empire Chemicals arbeitete, daß sie schon fünf Jahre bei dieser Firma war, daß sie Tennis und Scrabble spielte, Dixieland Jazz liebte, daß ihre Eltern beide tot waren und ihr Verlobter ungehörigerweise eine andere geheiratet hatte.

Dann erzählte er ihr einiges über sich selbst — und zu seiner großen Überraschung sprach er auch von Christine —, für gewöhnlich redete er nie von Christine, es sei denn, er war betrunken oder kannte den Zuhörer sehr gut, und beides traf im Augenblick nicht zu. Aber schließlich befand er sich ja auch in einer außergewöhnlichen Situation — nie zuvor war er von glotzügigen Ungeheuern gefangengehalten worden! Er be-

trachtete *sie* — er war überzeugt, daß es sich um mehrere handeln mußte — nicht als glotzügige Ungeheuer im wörtlichen Sinn, sondern mehr im übertragenen Sinn, und das war womöglich noch beängstigender.

»Sie sind meilenweit entfernt«, sagte Mary. »Woran denken Sie?« »Daran, daß ich gerne Meilen von hier entfernt wäre«, antwortete er leichthin, »zumindest wieder in Kensington Gardens mit der Aussicht, in meine leere kleine Wohnung heimkehren zu können. Ich habe nie gewußt, wie reizvoll sie mir einmal erscheinen würde.« »Ich möchte und möchte auch wieder nicht«, bemerkte Mary rätselhaft.

»Was möchten Sie und möchten auch wieder nicht?«

»Von hier wegkommen. Ich meine, natürlich möchte ich von hier fort — aber nicht, bevor ich nicht herausgefunden habe, was das alles bedeutet.«

Avery war überrascht. So viel Mut hatte er ihr gar nicht zgetraut. Er wollte gerade sagen, daß *sie* dafür sorgen würden, daß ihre Opfer nichts herausfänden, wenn *sie* es vermeiden konnten, aber da begann Marys Fernschreiber zu tippen.

*Bitte kehren Sie jeder in Ihren eigenen Raum zurück. Sie werden nicht für lange getrennt sein.*

»Das haben sie das letzte Mal auch versprochen«, sagte Avery düster, »aber es war nicht ganz die Wahrheit, nicht wahr?«

»Wer weiß«, erwiderte Mary, »später stellt sich vielleicht heraus, daß es doch so ist... Bis jetzt sind *sie* doch ziemlich ehrlich gewesen.«

Avery lachte. »Kein Kommentar — das Schlagwort unserer verrückten kleinen Welt. Was ich meine, ist, daß man uns beide zusammenbrachte, anstatt Barbara und mich, Tom und Sie.«

»Wahrscheinlich will man uns alle miteinander bekannt machen«, erklärte Mary ernst. »Wollten Sie Barbara so gern wiedersehen?«

»Ja, natürlich. Aber nicht im eigentlich persönlichen Sinn. Was ist mit Tom, hätten Sie ihn nicht gern wiedergesehen?«



Sie zuckte die Achseln. »Nicht besonders. Er war ziemlich langweilig.«

»Bin ich auch langweilig?«

»Nicht in der Art wie Tom.«

Avery schmunzelte.

Der Fernschreiber ratterte von neuem. *Es ist notwendig, daß Sie sofort in Ihre eigenen Unterkünfte zurückkehren*, lautete die Mitteilung. *Bitte legen Sie sich auf Ihr Bett, und erwarten Sie das Weitere.*

Mary kicherte. »Es eröffnen sich atemberaubende Möglichkeiten...«

Avery lächelte. »Bei diesen Ungeheuern wohl kaum. Es würde mich nicht wundern, wenn sie eine Art ferngesteuerte ärztliche Untersuchung vorhaben, neugierig, wie sie sind. Nun, ich glaube, ich gehe jetzt besser in mein eigenes Staatszimmer zurück, sonst gibt's wieder Kristalle für zwei.«

Beide legten sich auf ihre Betten und warteten.

»Es war sehr nett, Sie kennenzulernen«, rief Mary herüber.

»Es war mir ein Vergnügen«, erwiderte er. »Wir wollen hoffen, daß es das nächste Mal eine Tee-Party zu viert wird. Vielleicht finden wir eher eine Lösung, wenn wir alle zusammen sind.«

Mit staunenerregender Geschwindigkeit schloß sich die Wand zwischen den beiden Zellen. Er hatte jedoch keine Zeit mehr, darüber nachzudenken, was für eine Art von Mechanismus Wände fast augenblicklich wieder hervorzaubern konnte, denn nun verdunkelte sich die erleuchtete Decke des Raumes. Und dann wurde es ganz finster um ihn.

Dann begannen dort, wo die Decke gewesen war, Sterne zu erscheinen — es war wie ein Fenster zum Universum.

Avery zweifelte nicht daran, daß die Sterne echt waren. Sie leuchteten und glitzerten mit einer Intensität, wie sie nur die Wirklichkeit hervorbringen konnte.

Dort oben oder unten — er wußte nicht mehr, ob er nach

oben oder unten blickte —, dort zwischen all den flimmernden Sternen mußte, wenn überhaupt irgendwo, das Gesicht Gottes sein.

Plötzlich begann das Universum zu tanzen: Sterne, Zeit, Raum und Schöpfung kreisten um den winzigen festen Punkt, der Richard Avery war. Und dann kam der Planet in Sicht. *Der Planet!* Ein großer lichter Kürbis, dessen Gesicht aus grünen Ozeanen, blauen Himmeln mit weißen Wolken, roten, braunen und gelben Inseln bestand. Er war wunderschön, eine Kugel geballten Lebens.

Und dann war da eine bekannte Stimme, die durch Jahrhunderte und Lichtjahre durch das All zu ihm kam.

»Dies«, sagte die Stimme, »ist dein Heim. Dies ist dein Garten. Dies ist die Welt, in der du leben und wachsen und vieles erkennen und verstehen wirst. Hier wirst du genügend erfahren, aber nicht zu viel. Hier ist das Leben. Es gehört dir.«

Richard Avery wußte nicht, ob er sterben oder lachen, singen oder weinen sollte. Schmerz und Furcht überwältigten ihn. Das Versprechen und die Wahrheit waren zuviel für ihn, er konnte es nicht mehr ertragen. In diesem Augenblick erschien über dem Gesicht des Planeten ein winziger brennender Kristall, ein Kristall, den er bereits kannte — der Kristall des Vergessens.

## 6

Als Avery die Augen wieder öffnete, blickte er geradewegs in einen blauen Himmel hinein. Er blinzelte einen Augenblick in das strahlende Blau hinauf und lauschte auf das Rauschen der Brandung.

Er erinnerte sich an eine Art von Gefängnis mit Metallwänden, und die Decke seiner Zelle hatte sich in ein Fenster zum Universum verwandelt, und es war ihm gewesen, als ob Gott

zu ihm gesprochen habe. Und überhaupt war alles viel zu phantastisch, um es in Worte fassen zu können.

Jetzt lag er also auf einem Feldbett am Strand, hörte auf das Klatschen der Wellen und genoß die Wärme der Morgensonne. Er mußte zugeben, daß es eine äußerst angenehme Halluzination war, und er hoffte, daß sie eine Weile anhalten würde.

»Ah, endlich sind Sie wach!«

Avery wandte vorsichtig den Kopf und richtete sich dann auf. Die Halluzination schloß einen Mann ein, der ebenfalls auf einem Feldbett saß und eine Zigarette rauchte, sowie die beiden anscheinend schlafenden Gestalten von Barbara und Mary. Sie schloß weiterhin einen unendlichen Ozean ein, einen wunderschönen Strand, Bäume, die Palmen ähnlich sahen, und eine Camping-Ausrüstung.

»Ich bin Tom Sutton. Ich nehme an, Sie sind Richard Avery... interessante Situation, finden Sie nicht?«

»Allerdings«, erwiderte Avery und schüttelte die ihm entgegengestreckte Hand. »Freut mich, Sie kennenzulernen.« Es klang albern, obgleich es ehrlich gemeint war.

Tom Sutton war ein großer, kräftig gebauter Mann. Obgleich er aussah wie um die Dreißig, hatte er bereits einen ganz ansehnlichen Bauch, der von gutem Leben zeugte.

»Die Mädchen sind noch nicht ganz da«, bemerkte Tom. »Dieser lustige Kristall bringt allerhand fertig.« Er seufzte. »Ich wünschte, ich hätte so einen — bei einigen meiner Kunden wäre das sicher recht nützlich gewesen.«

»Haben Sie eine Ahnung, wo wir sind?« fragte Avery.

Tom zuckte die Achseln. »Hawaii, Tahiti oder Tonga — Sie können sich's aussuchen.«

»Wir befinden uns nicht auf der Erde«, erklärte Avery mit plötzlicher Überzeugung.

»Sagen Sie das noch mal!«

»Ich sagte, wir sind nicht auf der Erde!«

»Also nun mal langsam, Alter. Fangen Sie nicht an zu spin-

nen! Ich gebe ja zu, daß alles ein bißchen merkwürdig ist, aber man darf sich nicht seine Urteilskraft aus dem Gleichgewicht bringen lassen!«

»Reden Sie keinen Unsinn«, erwiderte Avery gereizt. »Ich vermute, daß Sie die gleichen Erlebnisse gehabt haben wie ich — eine Zimmerdecke, die sich in Sterne verwandelt und dann eine rätselhafte Botschaft von einer himmlischen Stimme?«

Tom lächelte. »Es sieht ganz so aus.«

»Nun, dann habe ich eine Neuigkeit für Sie«, sagte Avery, entschlossen, Toms Selbstgefälligkeit ein wenig zu dämpfen. »Ich war nicht so hysterisch, um nicht zu bemerken, daß diese Sterne nicht unsere Sterne waren.«

»Was meinen Sie damit, Alter?«

Averys Nerven waren angespannt, und die Anrede »Alter« sagte ihm auch nicht gerade zu. Dennoch beherrschte er sich. »Ich meine«, erklärte er ruhig, »daß die Konstellationen keine Erdkonstellationen waren — Alter.«

»Sind Sie etwa ein verdammter Astronom?«

»Nein, aber ich habe Augen im Kopf.«

Tom strengte sein Gehirn an. »Na und...«, sagte er dann. »Wir leben — oder vielleicht sollte ich besser sagen, wir lebten — in der nördlichen Hemisphäre, alter Junge. Und was wir gesehen haben, können doch die Sterne gewesen sein, die darunter liegen.«

»Ich kenne die Konstellationen der südlichen Hemisphäre einigermaßen gut«, beharrte Avery. »Was *ich* gesehen habe, gehörte einfach nicht dazu!«

»Zum Teufel, machen Sie mir nicht Angst«, sagte Tom. »Und fangen Sie ja nicht an, Panik zu verbreiten, wenn die Mädchen endlich aufwachen. Ich finde, die Sonne sieht ganz normal aus und die See auch. Glauben Sie mir, wir mögen zwar irgendwo in der Fremde sein, aber wir befinden uns immer noch auf unserer guten alten Erde.«

Averys Gereiztheit wich einer gewissen Heiterkeit über

Toms Art, sich den Tatsachen zu verschließen.

»Hallo, Leute, ich bin da!« Barbara hatte sich aufgesetzt und lächelte sie freundlich an. »Was hat da gerade jemand über den Süd-Pazifik gesagt?«

Tom warf Avery einen warnenden Blick zu, dann grinste er Barbara fröhlich an. »Freue mich, daß Sie nun auch bei uns sind. Ich sagte gerade zu Richard, daß wir aller Wahrscheinlichkeit nach irgendwo am Süd-Pazifik abgesetzt worden sind.«

Barbara gähnte und schüttelte dann den Kopf. »Wach auf, Kleiner! Richard hat recht, wir sind woanders.«

Avery hob überrascht die Brauen. »Wie lange sind Sie denn schon wach?«

»Lange genug... Ein Mädchen weiß ganz gern, mit welchen Leuten sie es zu tun hat, bevor sie aktives Mitglied der Gesellschaft wird.« Barbara stand auf, streckte sich und betrachtete dann Mary. »Oh, Mary ist noch nicht aufgewacht. Ach, die sorglose Jugend!«

»Ihr seid ja beide verrückt«, beharrte Tom. »Bis jetzt ist es ihnen noch nicht gelungen, einen Menschen zum Mars zu schicken — ich wüßte also nicht, wie sie diese kleine Expedition auf einem anderen Stern aufziehen könnten.«

»Sie«, wiederholte Barbara, »wen meinen Sie denn damit?«

»Die Raumforscher.«

»Mein lieber, lieber Tom«, sagte Barbara mit süßem Lächeln, »tun Sie mir einen Gefallen und hören Sie auf zu reden, als ob wir es mit dem Drehbuch eines Films zu tun hätten! Übrigens weiß ich etwas, was Sie nicht wissen. Blicken Sie mal über Ihre Schulter... da oben am Himmel... etwas höher... und nun nach links...«

Tom entdeckte einen schwachen silbernen Halbmond, der sich fast im leuchtenden Blau verlor. »Der Mond«, sagte er dann. »Na und? Der Mond am Tage ist eine durchaus normale Erscheinung im Sommer.«

»Sicher«, erwiderte Barbara. »Und nun sehen Sie mal das

über den Palmen dahinten.«

Tom blickte hin, und Avery ebenfalls. Ein langes Schweigen folgte.

»Herrgott«, rief Tom und setzte sich schwerfällig wieder auf das Feldbett, während er mit zitternden Händen nach einer Zigarette suchte. »Da soll mich doch... Das ist ja lächerlich... es ist...« Offensichtlich fehlten ihm die Worte, seinen Gefühlen Ausdruck zu geben.

Avery sah Barbara an. »Sie sind ein guter Beobachter«, meinte er anerkennend, »und sehr gefaßt.«

»Um mich aus der Fassung zu bringen — dazu gehören mehr als zwei Monde«, entgegnete Barbara gelassen. »Ist Ihnen überhaupt noch nicht aufgefallen, daß wir nach den letzten Erlebnissen eigentlich bemerkenswert ruhig und vernünftig sind? Besonders nach dem letzten...« Sie schauderte. »Zum Schluß habe ich um Gnade gefleht. Und jetzt bin ich hier, an einem fremden Strand und zähle die Monde am Himmel, ohne mich im geringsten aufzuregen. Wenn ihr mich fragt, so glaube ich, daß man uns nicht nur den Kristall, sondern auch ein Beruhigungsmittel verabfolgt hat.«

Avery dachte darüber nach. »Ja, das ist mehr als wahrscheinlich«, gab er zu. »Den Umständen nach müßten wir eigentlich alle ziemlich durcheinander sein, aber um die Wahrheit zu sagen: Ich bin auch bemerkenswert ruhig. Ich hoffe nur, daß es so bleibt.«

»Bestimmt nicht«, erwiderte Barbara grimmig. »Und ich möchte jemanden bei mir haben, wenn es soweit ist.«

»Wo... wo bin ich?« Mary setzte sich plötzlich auf. Sie sah völlig benommen aus.

»Ich dachte schon, Sie würden gar nicht mehr aufwachen«, rief Barbara fröhlich. »Nur mit der Ruhe, Kleine, Sie sind unter Freunden. Der unglückliche Ausdruck auf Toms Gesicht kommt davon, weil er gerade zwei überflüssige Monde gesehen hat. Er findet unsere Situation etwas erschreckend.«

Mary erhob sich vorsichtig von ihrem Bett und starrte auf den Sand und die See. Dann sagte sie plötzlich: »Ich weiß, es klingt lächerlich, aber ich habe schrecklichen Hunger!«

Avery betrachtete die Camping-Ausrüstung und die vier ordentlich übereinandergetürmten Schrankkoffer. »Nun, dann wollen wir mal sehen, was wir finden können. Wer immer für all das verantwortlich ist, scheint soweit an alles gedacht zu haben. Ich hoffe, daß man Nahrungsmittel nicht vergessen hat.«

»Hier, seht mal«, rief Barbara und zeigte auf einen mit einem Tuch bedeckten Korb. »Ich wette drei zu fünf, daß es ein Picknick-Frühstück ist!«

Avery lächelte. »Wette nicht angenommen. Das würde genau zu allem anderen passen.«

Es war tatsächlich ein Picknick-Frühstück — und was für eins! Geflügel- und Schinken-Sandwiches, mehrere Flaschen Milch, eine Thermosflasche mit heißem Kaffee — und eine Flasche Champagner.

Tom blickte ehrfürchtig auf den Champagner. »Das schlägt doch dem Faß den Boden aus!«

»Nicht öffnen«, sagte Avery. »Ich habe so das Gefühl, daß eine Zeit kommen wird, wo wir den Champagner wirklich brauchen können.«

Barbara verzog das Gesicht.

»Ich brauche ihn aber jetzt.«

»Nein, was Sie brauchen, ist etwas Milch, das ist gesund. Es wird ein langer Tag werden.«

»Da liegt noch etwas drin«, verkündete Mary und holte einen Umschlag aus dem Korb. Es war ein dicker brauner Umschlag. Mary öffnete ihn und schüttelte den Inhalt auf ihr Bett. Es war eine ganze Anzahl von postkartengroßen Plastikschildern, und auf jedem war ein Tier, ein Fisch oder eine Pflanze in Farben abgebildet, und darunter standen einige Zeilen Text in Eng-

lisch.

Avery nahm eines der Bilder und betrachtete es neugierig. Es zeigte ein Tier, das eine Mischung aus Schlange und Eidechse zu sein schien und neben einem kleinen Teich lag und den Schwanz ins Wasser hängen ließ. Der Text darunter lautete: *Dieses Tier ist gefährlich. In seinen Gewohnheiten ähnelt es dem irdischen Krokodil. Das Fleisch ist nicht gut zum Essen.*

Mary las eine Mitteilung, die sie unter den Plastikbildern gefunden hatte. »Hört mal alle her«, sagte sie, und ihre Stimme zitterte ein wenig. *Von nun an wird von Ihnen erwartet, daß Sie selbst für Ihre Nahrung sorgen und Ihr Überleben sichern. Die Umgebung, in welche Sie versetzt worden sind, ist dem menschlichen Leben nicht über Gebühr feindlich eingestellt. Man hofft, daß Sie sich erfolgreich durchzusetzen vermögen und etwas von bleibendem Wert aus dieser Erfahrung gewinnen.*

Die vier blickten einander betroffen an. Plötzlich war der Alptraum Wahrheit geworden.

»Herrgott im Himmel«, stammelte Tom.

»Na ja, wer ist für Frühstücken?« fragte Barbara in dem Versuch, unbekümmert zu erscheinen.

Mary bemühte sich vergeblich, ihre Tränen zurückzuhalten. »Ich bin gar nicht mehr hungrig.«

»Jetzt wird gegessen«, erklärte Avery in überraschend strengem Ton. »Wir werden alle essen, und dann werden wir entscheiden, was wir tun wollen. Ich weiß zwar nicht, wo wir sind, oder was man eigentlich von uns erwartet, aber ich will am Leben bleiben. Nach all den verrückten Dingen, die bereits passiert sind, ist es jetzt mehr als eine Angelegenheit bloßen Überlebens. Irgend jemand erlaubt sich hier ein offenbar sorgfältig ausgeklügeltes Spiel, und ich will lange genug leben — bis sich das Blättchen wendet.«

Avery starrte düster über den Strand hinweg auf das Meer. Vor wenigen Augenblicken noch hatte alles so romantisch und



unwirklich ausgesehen wie in einem Film, aber jetzt schien ein unsichtbarer Schatten den hellen Morgen zu verdunkeln.

7

Niemand hatte mehr das Verlangen nach Champagner, aber sie setzten sich, aßen die Sandwiches und tranken Milch dazu.

Während er aß, betrachtete Avery sich die Plastikbilder. Es gab da eine Frucht, die wie eine Birne aussah, welche laut Text schmackhaft und außerordentlich nahrhaft sein sollte. Dann war da eine Art sechsfüßiges Kaninchen, das wie Lamm schmecken sollte. Ein anderes Tier, das wie eine Kreuzung zwischen einem wilden Bären und einem Rhinoceros aussah, wurde sowohl als gefährlich als auch als eßbar bezeichnet. Avery schien es die Art Tier zu sein, die man am besten vollständig mied.

Insgesamt waren es etwa fünfzig Bilder, die sie nun, so gut sie konnten, im Kopf behalten mußten.

Avery blickte über den Strand, der vorher so friedlich ausgesehen hatte und nun verlassen wirkte. Es war ein überraschend flacher Streifen weißen Sandes, der an manchen Stellen dreißig, an anderen bis zu siebzig Meter breit sein mochte. Dahinter begann der Wald.

Bald würden sie ihre Umgebung erforschen müssen, dachte Avery, und der Gedanke daran sagte ihm wenig zu. Auf der Erde, gleichgültig wo, hatte man doch wenigstens eine entfernte Ahnung davon, was zu erwarten war, aber hier, auf einem Planeten mit zwei Monden, nach einer Reise durch das Universum, die über jegliche Vorstellungskraft hinausging und deren Zweck jenseits menschlichen Begriffsvermögens lag, käme es einem Selbstmord gleich, weniger zu erwarten als das Unerwartete.

Das, was sie jedoch zunächst tun mußten, war, ein vorläufiges Lager zu errichten und dieses abzusichern, soweit es im Augenblick möglich war, da sie ja so gut wie nichts über ihren neuen Aufenthaltsort wußten, außer der Tatsache, daß es dort eine ziemlich ungewöhnliche Flora und Fauna gab.

»Ich habe so das Gefühl, daß es ratsam wäre, einen Führer unserer kleinen Expedition zu ernennen«, hörte er plötzlich Barbara sagen. »Einer muß die Verantwortung übernehmen, sonst bewegen wir uns nur im Kreise.«

»Barbara hat recht«, stimmte Mary zu. »Einer muß entscheiden.«

»Und zwar ein Mann«, fügte Barbara hinzu.

»Das beschränkt die Auswahl ziemlich«, bemerkte Avery.

»Mehr als Sie denken«, grinste Barbara.

Tom schien diese Idee nicht besonders zuzusagen. »Wir brauchen keinen Führer. Als erwachsene Menschen sollten wir imstande sein, die Probleme miteinander zu besprechen und gemeinsam eine Lösung zu finden.«

»Ein Ausschuß von viere dürfte in einem Notfall nicht von großem Nutzen sein«, bemerkte Barbara.

»Aber wir haben noch keine Notfälle. Warum können wir zunächst nicht demokratisch sein?«

»Weil, mein lieber Tom, der Notstand bereits vorliegt — und zwar auf unbegrenzte Dauer.«

»Ich fürchte, Barbara hat recht«, sagte Avery. »Einer von uns muß der wohlwollende Despot sein — wenigstens für eine Weile. Wenn Sie diese Stellung übernehmen wollen, dann ist es mir nur recht. Ich vermute, daß derjenige, der sich dann dazu bereit erklärt, zuzeiten ziemlich unbeliebt sein wird.«

»Einen Augenblick«, unterbrach Barbara. »Sie haben die Wählerschaft vergessen. Mary und ich sollten dazu auch etwas zu sagen haben.«

Tom seufzte. »Macht's doch nicht so spannend... Wie wäre es mit einer Probezeit für den Diktator — sagen wir von drei

Tagen?«

»Das klingt vernünftig«, meinte Mary. »Wenn es uns nicht gefällt, was dabei herauskommt, können wir etwas anderes ausprobieren.«

Avery lächelte. »Gut. Der Haken dabei ist, daß wir ja gar nicht wissen, wie lange hier ein Tag ist — nach unseren Maßstäben.«

»Was meinen Sie damit?« Mary blickte ihn fragend an.

»Da dies von der Umdrehung des Planeten abhängig ist, könnte hier ein Tag wesentlich länger als vierundzwanzig Stunden sein, oder auch kürzer. Wir werden das erst messen müssen.«

»Um unser hübsches Spielchen zu beenden — also, von mir aus können Sie der Leiter der Expedition sein«, erklärte Tom trocken.

»Fein, damit wäre die Sache erledigt«, sagte Barbara vergnügt. »Jetzt kann's losgehen.«

»Einen Augenblick!« Avery fand durchaus nicht, daß nun alles geregelt war. »Sie sollten sich besser darüber im klaren sein, worauf Sie sich einlassen! Wenn *ich* die Verantwortung für uns alle übernehme, dann erwarte ich von Ihnen allen, daß Sie tun, was ich Ihnen sage — und zwar anstandslos! Wenn Sie der Meinung sind, daß es nicht richtig ist, was ich von Ihnen verlange, dann sagen Sie es offen. Aber wenn ich dann immer noch darauf bestehe, daß es getan wird, dann muß es auch getan werden. Es tut mir leid, aber ich glaube nicht, daß es unter diesen Umständen anders zu machen ist. Sind wir uns darin einig?«

»Sieg Heil«, rief Tom, aber er schien erleichtert zu sein.

Avery lächelte. »Konzentrationslager kommen erst später. Also, hier ist der erste Erlaß: Niemand darf außer Sicht der anderen gehen. Ist das klar? Der Grund hierfür ist offensichtlich. Wir wissen nicht, welche Gefahren auf uns lauern, also wollen wir das geringstmögliche Risiko eingehen, bis wir mehr

darüber wissen.«

»Aber es gibt doch gewisse Dinge, die Damen — und Herren — außer Sicht tun müssen«, sagte Barbara etwas verlegen.

»Von nun an nicht mehr«, erwiderte Avery mit Nachdruck. »Jedenfalls im Augenblick nicht. Wir werden uns sobald wie möglich eine Toilette bauen. Inzwischen suchen Sie sich einfach ein Fleckchen im Sand und bleiben dabei in Sicht. Und jetzt gibt es für uns alle Arbeit.« Er betrachtete das verstreute Gepäck. »Das Wichtigste sind erst einmal Waffen. Wir wollen mal nachsehen, was wir in diesem ganzen Durcheinander finden können.«

»Waffen«, wiederholte Mary verwirrt.

»Ja, irgendwelche — Messer, Keulen — irgend etwas. Es wäre ja immerhin möglich, daß wir uns plötzlich verteidigen müssen. Also muß auch eine Waffe greifbar sein. Später können wir uns dann selbst einige anfertigen.«

»In meinem Koffer befinden sich ein 38er-Revolver und fünfzig Geschosse«, erklärte Tom.

»Wunderbar«, rief Avery. »Welches ist Ihr Koffer?«

»Ja, das ist die Frage.« Tom starrte auf die Koffer. »Sie sind alle gleich. Wahrscheinlich wird es der unterste sein, so ist es immer.«

Es war tatsächlich der unterste. Die Koffer waren schwer, und Tom und Avery hatten Mühe, die obersten herunterzuheben. Tom kniete nieder und suchte nach dem Revolver.

»Ah, hier ist er!« Er gab Avery die Waffe und die Munition.

Avery untersuchte den Revolver und lud sechs Patronen in die Trommel. »Achtung, ich werde das Ding jetzt ausprobieren!« Er zielte auf die See hinaus. Der Knall war gedämpft, aber trotzdem fuhren sie ein wenig zusammen. »Gut, er ist in Ordnung«, sagte Avery und gab Tom die Waffe zurück. »Behalten Sie das Ding erst mal... Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie sich als erster etwas die Umgebung ansehen könnten, nur so hier herum. Bleiben Sie in Sichtweite. Sehen Sie sich die

Vegetation an und kommen Sie in etwa einer Viertelstunde zurück.«

»In Ordnung, Boss!« Tom salutierte ironisch und entfernte sich leichten Schrittes mit dem Revolver in der Hand.

Avery blickte ihm nach mit dem Gefühl, daß es früher oder später mit Tom Schwierigkeiten geben würde.

»Seht mal, was ich gefunden habe«, seufzte Mary, die in der Camping-Ausrüstung gewühlt hatte und nun vier Pfadfinder-messer und zwei leichte Äxte hochhielt. An jedem der Messer hing ein Ledergürtel.

Avery begutachtete die Messer und schnallte sich dann einen der Gürtel um die Taille. »In dieser Saison wird jeder einen Dolch bei sich tragen«, sagte er. »Es ist die neueste Mode.«

Barbara zog eine Grimasse. »Meinen Sie nicht, daß wir es mit den Sicherheitsmaßnahmen etwas zu weit treiben?«

»Möglich, aber ich bin lieber übervorsichtig und lebendig als nachlässig und tot...«

»Nur Mut«, bemerkte Barbara düster. »Und was kommt als nächstes?«

»Als nächstes kommt Lager Eins. Ich bin der Ansicht, wir sollten es in der Nähe der Bäume errichten. Später, wenn wir etwas mehr über die Gegend hier wissen, können wir uns einen günstigeren Platz suchen. Wie viele Zelte haben wir?«

»Vier«, erwiderte Mary. »Sie sehen ziemlich groß aus.«

»Gut. Ihr beiden bleibt hier und sucht die Dinge heraus, die wir sofort brauchen — Kochutensilien, Decken, falls welche da sind, und dergleichen mehr. Ich sehe mir mal dahinten die Erhöhung an.« Avery deutete auf eine etwas ansteigende Fläche in etwa fünfzig Meter Entfernung. »Wenn es günstig aussieht, bringen wir unser ganzes Zeug dorthin, sobald Tom zurück-kommt. Wo ist er übrigens?«

Sie blickten den Strand entlang, aber Tom war nirgends zu sehen. Sie suchten eine Weile umher, fanden aber lediglich eine Spur von Fußstapfen, die sich zu den Bäumen hin verlor.

»Narr«, sagte Avery gereizt. »Ich habe ihm doch gesagt, er soll in Sichtweite bleiben.«

»Sollen wir nach ihm suchen?« fragte Barbara.

»Nein, jetzt jedenfalls noch nicht.«

Als Antwort auf diese Worte kam ein einzelner Schuß — offensichtlich aus nicht sehr weiter Entfernung. Mary und Barbara machten erschrockene Gesichter.

»Verdammt«, schrie Avery. Er machte sich ernsthaft Sorgen um Tom, aber sein Pessimismus war ungerechtfertigt, denn gleich darauf erschien Tom zwischen den Bäumen und kam freudestrahlend auf die Gruppe zu.

Als er näher herankam, sah Avery, daß er eines dieser sechsfüßigen Kaninchen, die auf dem Plastikbild dargestellt waren, bei sich trug. Tom war offensichtlich sehr mit sich zufrieden.

»Selbst ist der Mann«, sagte er und warf Barbara das Tier vor die Füße. »Das sollte ein gutes Mittagessen für uns abgeben. Schoß es aus der Hüfte aus zehn Schritt Entfernung, nicht schlecht, wie?«

»Jetzt bleiben uns noch achtundvierzig«, erklärte Avery kalt.

»Achtundvierzig was, Alter?«

»Patronen.«

»Oh... ich verstehe... Aber Sie haben ja auch eine auf den Ozean verschossen, nicht wahr?«

»Wäre es Ihnen lieber gewesen, nicht zu wissen, ob das Ding funktioniert?«

Tom überhörte die Frage. »Ich habe noch nie mit dem Ding geschossen. Das war eine Sache! Ich habe es für zweiundzwanzig Mark fünfzig in Frankfurt gekauft und in London am Flughafen erfolgreich durch den Zoll geschmuggelt. Ich muß schon sagen, es ist ein sehr nettes kleines Spielzeug.«

»Geben Sie es mir!«

»Warum sollte ich?«

»Weil ich es gesagt habe.«

»Das verfängt bei mir nicht, Alter. Spielen Sie für sich allein

den Führer!«

Da schlug Avery zu. Die Geschwindigkeit, mit welcher er reagierte, und die Kraft, die hinter dem Schlag saß, überraschte ihn selbst. Der Schlag mit der flachen Hand gegen das Genick brachte Tom zu Fall, und glücklicherweise war Tom so überrascht, daß er den Revolver fallen ließ. Avery bückte sich und hob ihn auf — und verfluchte sich im gleichen Augenblick. Das war ein feiner Anfang, um das gegenseitige Vertrauen aufzubauen!

Er wollte sich gerade bei Tom entschuldigen, der etwas benommen im Sand saß und sich den Nacken massierte, als Mary den Mund aufmachte.

»Müssen Sie so... so brutal sein, Richard?« fragte sie vorwurfsvoll.

»Ja«, sagte er rauh und verschluckte die Entschuldigung, die ihm auf den Lippen gelegen hatte. »Ich habe ihm gesagt, er solle sich umsehen, und da fängt er an zu schießen. Ich habe ihm gesagt, er solle mir den Revolver geben, aber er tut es nicht... Ich führe nur meine Aufgabe aus, die ihr mir übertragen habt — und zwar auf meine Weise.«

Barbara half Tom wieder auf die Füße. »Ihr seid beide Dickköpfe«, bemerkte sie. »Aber Richard hat recht — aber nicht in dieser Weise. Und nun Schluß mit dem Krach, ihr beiden!«

Avery streckte Tom seine Hand hin. Zu seiner Überraschung nahm Tom sie an, aber dann zog er ihn vorwärts und versetzte ihm einen Schlag in den Magen, daß Avery sich keuchend krümmte. Er ließ jedoch nicht den Revolver los.

»Das Spielchen kann man auch zu zweit machen«, sagte Tom. »Wie fühlt man sich als Empfänger?« Er schien wieder einmal zufrieden mit sich selbst.

»Nicht besonders gut«, keuchte Avery, aber im Grunde genommen war er eigentlich froh darüber. Toms Selbstachtung war wiederhergestellt, und sie waren quitt.

»Ich möchte meinen Revolver wiederhaben«, fuhr Tom fort,

aber es klang nicht mehr so streitsüchtig wie zuvor.

»Tut mir leid«, entgegnete Avery, der sich gerade wieder aufrichtete. »Sie bekommen ihn nicht. Vielleicht hätte ich Sie nicht schlagen sollen, aber das ändert nichts an der Sache als solcher. Sie bekommen den Revolver nicht eher zurück, als bis ich weiß, daß ich mich auf Sie verlassen kann.«

Tom grinste. »So lange leben Sie vielleicht gar nicht.«

»Ihr benehmt euch wie verzogene Kinder«, sagte Mary plötzlich. »Der Himmel allein weiß, was aus Barbara und mir wird, wenn wir uns auf euch verlassen müssen.«

Avery zuckte die Achseln. »Gut gesagt... Nun, dann wollen wir uns mal an die Arbeit machen. Tom, wir beide müssen einen geeigneten Platz für das Lager ausfindig machen, während sich die Mädchen um die notwendigen Ausrüstungsgegenstände kümmern. Verstehen Sie etwas von Camping?«

»Ich war früher Pfadfinder, Alter.« Das »Alter« war besonders betont.

»Ausgezeichnet. Sie sind gerade zum Camp-Macher ernannt worden. Also los!«

Das etwas ansteigende Gelände, das Avery gesehen hatte, erwies sich als ungeeignet für das Lager, aber etwa hundert Meter weiter am Strand entlang fanden sie einen kleinen Hügel mit einer flachen, fast runden Kuppe, bedeckt mit saftigem Gras. Ein weiterer Vorteil war, daß ganz in der Nähe ein Bach vorbeifloß.

»Das hier wird für den Anfang gehen«, erklärte Tom nach gründlicher Betrachtung. »Später können wir uns dann nach etwas anderem umsehen.«

Avery blickte den Weg zurück, den sie gekommen waren. »Nun, dann wollen wir damit anfangen, das ganze Zeug herzubringen.«



Mit fortschreitendem Tag wurde es immer wärmer, und die Männer arbeiteten mit freiem Oberkörper. Trotz des Gewichtes behielt Avery den Revolver in der Hosentasche. Tom hatte sich eines der Pfadfindermesser umgegürtet.

In dem Bemühen, die Feindseligkeit zwischen ihnen zu mindern, fragte Avery Tom in allem, was das Lager anbetraf, um Rat und richtete sich auch zumeist nach seinen Vorschlägen, obgleich es sich bald herausstellte, daß Toms Camping-Erfahrungen kaum besser waren als seine eigenen.

Obgleich die Frauen nach Kräften mithalfen, dauerte es doch fast zwei Stunden, bis sie die Zelte, die Ausrüstung und die Kabinenkoffer dorthin geschleppt hatten, wo Lager Eins entstehen sollte.

Die Zelte waren groß genug, daß zwei Leute bequem in einem Zelt schlafen konnten, und so entschied Avery, daß zur Zeit nur drei aufgestellt werden sollten — eines für die Frauen und eines für die Männer, während das dritte für die Lagerung der Vorräte bestimmt war. Das vierte Zelt würde als Reserve aufbewahrt werden.

Nach Errichtung der Zelte überließ Avery Barbara und Mary die Aufgabe, die Vorräte auszusortieren und ihre neuen Behausungen so wohnlich wie möglich zu machen. Das nächste Problem, das in Angriff genommen werden mußte, war ihre Verteidigung. Obgleich das einzige wilde Getier, mit dem sie bisher in Berührung gekommen waren, das sechsfüßige Kaninchen war, das Tom geschossen hatte, so zeigten die Plastikbilder doch, daß mehrere gefährliche Kreaturen in dieser Gegend existierten. Es wäre ganz gewiß nicht gerade angenehm, wenn sie eines Nachts erwachen sollten, weil eines jener kleinen

schweinsähnlichen Rhinocerosse seine Nase ins Zelt steckte.

Tom schien ähnliche Gedanken zu hegen. »Was tun wir denn nun gegen unsere glotzügigen Ungeheuer?« fragte er. »Wir können doch nicht zulassen, daß die Mädchen jedesmal auf einen Baum klettern, wenn eine liebe kleine Eidechse von zwei Metern Länge ein bißchen spielen will.«

»Ja, ich glaube, wir müssen einen Zaun bauen«, erwiderte Avery.

»Schöne Arbeit. Wie wäre es, wenn wir die ganze Nacht Feuer brennen ließen?«

»Das auch.« Avery lächelte. »Allerdings können die Tiere hier etwas anders sein als unsere auf der Erde. Vielleicht mögen sie Feuer sogar. Das muß sich erst herausstellen.«

Tom schwieg eine Weile. »Die Koffer scheinen ziemlich wetterfest zu sein«, sagte er schließlich. »Wenn wir die Dinge herausnehmen, die wir wahrscheinlich in nächster Zukunft brauchen und dann die Koffer um die Zelte herum legen, wäre das doch schon wenigstens teilweise eine recht solide Barriere. Was meinen Sie?«

»Bis wir etwas Besseres finden, sollten wir sie in jedem Fall dazu benutzen. Wir können den Kreis dann mit Sammelholz vervollständigen — und einen Haufen Brennholz brauchen wir auch.«

Avery nahm den Revolver aus der Tasche, der ihm schon eine wundete Stelle am Bein gescheuert hatte. Er legte ihn in eines der Zelte. »Ich habe es satt, das Ding immer mit mir herumzuschleppen«, bemerkte er und beobachtete Tom dabei.

»Alle müssen bewaffnet sein«, entgegnete Tom trocken. »Sonderbefehl des Führers.«

»Der Führer wird ein Messer tragen«, gab Avery zurück. Tom machte keine Anstalten, den Revolver zu beanspruchen.

Dann gingen die beiden an den Waldrand, um Holz zu suchen. Eine halbe Stunde später kamen sie erschöpft und schwitzend, aber beladen mit Holz zurück.

Barbara und Mary saßen vor den Zelten und tranken aus Plastikbechern Wasser.

»Oh, daran habe ich noch gar nicht gedacht«, sagte Avery und fuhr sich mit der Zunge über die trockenen Lippen. »Woher sollen wir wissen, ob das Wasser hier trinkbar ist?«

»Ich habe eine Schachtel mit Pillen unter den Sachen gefunden«, erwiderte Mary. »Laut Anweisung soll man eine in jeweils vier Liter Trinkwasser auflösen.«

»Ah — und wie viele Pillen haben wir?«

»Ich weiß nicht. Vielleicht fünfhundert — oder auch tausend. Sehen Sie selbst nach.« Mary reichte ihm die Schachtel.

Avery schätzte den Inhalt nach roher Rechnung auf etwa zweitausend. »Wie schmeckt das Wasser denn?«

»So wie Vichy-Wasser«, meinte Barbara. »Ist recht gut — prickelt so angenehm. Versucht doch mal. Ihr seht beide aus, als könntet ihr davon etwas brauchen.« Sie holte zwei weitere Plastikbecher und schenkte aus einem Segeltucheimer ein.

In diesem Augenblick schrie Mary laut auf.

Avery, der gerade getrunken hatte, ließ den Becher fallen und fuhr mit der Hand zum Messer. Aus dem Augenwinkel heraus bemerkte er, daß Tom in ähnlicher, kauender Haltung dastand — das Messer bereit. Sie starrten zu den Bäumen in etwa zwanzig Metern Entfernung hinüber, wohin Mary mit der Hand wies — und sahen nichts.

»Ich... ich habe einen Mann gesehen!«

Sie konnten noch immer nichts entdecken. Schweigend saßen sie da, bis Barbara die Spannung brach.

»Man darf Männer niemals anschreien, Kleine, das macht einen schlechten Eindruck«, meinte sie leichthin.

»Wie sah er aus?« fragte Avery, der immer noch zu den Bäumen hinüberblickte.

»Groß, goldenes Haar, ziemlich kräftig gebaut.«

»Das war kein Mann, sondern eine Vision«, erklärte Barbara. »Dieses Quellwasser scheint es in sich zu haben!«

»Ich habe ihn aber wirklich gesehen«, beharrte Mary.

Avery blickte sie forschend an. Sie sah zwar etwas erschrocken, aber nicht wie jemand aus, der Visionen von goldenen Männern zum Opfer fiel. »Was hatte er an?« fragte er.

»Nichts — glaube ich.«

Tom schnaubte verächtlich. »Das hat uns gerade noch gefehlt — ein verdammter nackter Adonis, der sich hier herumtreibt!«

»Wissen Sie, ob er bewaffnet war?« fuhr Avery fort.

»Ich glaube nicht, aber es ging alles so schnell. Ich hatte den Eindruck, daß er genauso überrascht war wie ich.«

Avery fand, daß die Angelegenheit eine Untersuchung erforderte. »Tom, Sie und ich werden uns mal etwas umsehen. Wenn wirklich jemand da war, dann ist er jetzt wahrscheinlich bereits eine halbe Meile von hier entfernt, aber wir wollen lieber im Umkreis von hundert Metern alles absuchen.« Er wandte sich an Barbara. »Der Revolver liegt im Zelt. Holen Sie ihn, und halten Sie die Augen offen, während wir fort sind. Aber schießen Sie nur, wenn es unbedingt notwendig ist.«

Die Suche nahm eine gute Weile in Anspruch. Keiner der beiden Männer sah etwas Verdächtiges. Als sie zum Lager zurückkehrten, war Avery müde und gereizt. Rauch stieg von einem Feuer auf, das Barbara und Mary entfacht hatten. Avery wurde ärgerlich.

»Wer, zum Teufel, hat euch gesagt, daß ihr ein Feuer machen sollt? Man kann es meilenweit sehen!«

Barbara blickte ihn kühl an. »Niemand, aber ich dachte, Ihnen und Tom würde das Fleisch wohl kaum roh schmecken. Vielleicht hätte ich mich jedoch näher nach Ihrem Geschmack erkundigen sollen.«

Das »Kaninchen« war abgezogen und ausgenommen worden, und Mary war damit beschäftigt, einzelne Teile davon auf Stöcken über dem Feuer zu rösten. Außerdem hatte offensichtlich jemand Früchte gesammelt, denn neben dem Feuer lag ein

Haufen von etwas, das aussah wie Grapefruit und einige übergroße Birnen. Man war, mit anderen Worten, ziemlich geschäftig gewesen.

»Es tut mir leid«, sagte Avery. »Meine Nerven sind mit mir durchgegangen.«

»Macht nichts«, meinte Barbara. »Übrigens habe ich die Früchte mit unseren farbigen Bilderchen verglichen. Die Birnen sollen sehr nahrhaft und die anderen Früchte durststillend sein. Zumindest werden wir also weder verhungern noch verdursten. Fast jeder dritte Baum trägt irgendwelche Früchte.«

Als das Fleisch fertiggeröstet war, legte Barbara vier Plastikteller und Bestecke auf den Boden vor einem der Zelte.

Das Kaninchen schmeckte. Es hatte einen kräftigen Geschmack, und das Fleisch war ganz zart.

Während er aß, mußte Avery an die unwirkliche Wirklichkeit ihrer Lage denken. Es war noch gar nicht so lange her, als sie noch alle im trüben Februar in London lebten und sich nicht gekannt hatten. Jetzt waren sie keine Fremden mehr — man hatte sie einfach zusammengeworfen und zu einem Experiment auf einen Planeten gesetzt, der Lichtjahre von der Erde entfernt war.

Avery betrachtete verstohlen seine Gefährten. Tom war ein Typ, mit dem er wenig gemeinsam hatte. Wenn sie sich früher in London getroffen hätten, wären sie sich wahrscheinlich aus gegenseitiger Abneigung aus dem Weg gegangen. Jetzt waren sie jedoch voneinander abhängig und mußten sich anpassen. Avery würde sich an Toms dumme Witze und übertriebene Munterkeit gewöhnen müssen, während Tom Averys Gereiztheit, seine Ungeduld und seine, wie Avery fand, etwas farblose Persönlichkeit ertragen lernen mußte. Tom schien jedoch auf seine Weise verlässlich zu sein und Hartnäckigkeit und Ausdauer zu besitzen. Innerhalb der Grenzen seiner etwas jugendhaften Art konnte er recht brauchbar sein. Avery erinnerte sich an den Augenblick, als Mary aufschrie. Tom hatte nicht ein-

fach dumm dagesessen, sondern war bereit gewesen, zu kämpfen — und hätte in diesem Fall ganz sicher seinen Mann gestanden.

Avery wandte seine Aufmerksamkeit den Mädchen zu. Oberflächlich gesehen, war Barbara hart im Nehmen und sehr tüchtig. Bisherige Erfahrungen hatten gezeigt, daß sie sich nicht so leicht aus der Fassung bringen ließ, wenn etwas schiefging. Avery war jedoch überzeugt, daß ihre Haltung nichts als Maske war — eine Maske, die sie einer harten und unfreundlichen Welt gegenüber aufgesetzt hatte. Darunter, so vermutete er, war eine ganz andere Barbara — ein kleines, einsames Mädchen, das sich nach Sicherheit sehnte.

Mary war vielleicht das Gegenteil — oberflächlich betrachtet sehr zart, und doch mit innerlichen Reserven ausgestattet, die ihr letzten Endes ermöglichten, eine ganze Menge auszuhalten. Äußerlich war sie nicht so reizvoll und aufregend wie Barbara, aber dafür war ihre Persönlichkeit feiner und fesseln-der. Wenn sie lange hierbleiben mußten, dann würde mit Sicherheit die Zeit kommen, in der erotische Probleme das Gelingen oder Fehlschlagen der Überlebens-Expedition stark beeinflussen würden. Avery für seine Person wünschte keine erotischen Probleme. Er war sogar ziemlich überzeugt, daß er kein Bedürfnis nach sexuellen Beziehungen hatte — im Gegenteil, er hatte sogar Angst davor — seit langem schon, seit damals — seit Christine...

»Na, träumen Sie ein bißchen, Alter?« störte ihn plötzlich Tom aus seinen Gedanken auf. »Sie haben seit zwanzig Minuten nichts mehr gesagt!«

»Es tut mir leid, ich war mit meinen Gedanken ganz woanders. Das Fleisch war übrigens ausgezeichnet, Tom.«

»Habe ich die Erlaubnis, weiterhin auf Jagd zu gehen?«

Avery lächelte. »Ja, aber nicht mit dem Revolver. Wir müssen versuchen, ihn lediglich zu unserer Verteidigung einzusetzen.«

Mary streckte sich und seufzte. Dann blickte sie zum Himmel hinauf. Die Sonne hatte den Zenit überschritten und hing jetzt ziemlich niedrig über der See. »Was für ein herrliches Klima«, sagte sie, »Das ist das einzig Gute an der ganzen Situation. Ich bin so faul! Am liebsten möchte ich mich hinlegen und den ganzen Nachmittag überhaupt nichts tun.«

»Dem steht nichts im Wege«, meinte Avery. »Tom und ich werden allerdings noch mehr Holz sammeln müssen. Wir haben noch nicht genug für den Zaun und das Feuer.«

Barbara stellte die Teller zusammen. »Bitte, Sir, dürfen wir baden, während Sie fort sind?«

Avery überlegte einen Augenblick. »Nein«, entschied er dann, »heute noch nicht. Morgen werden wir sehen.«

## 9

Die Nacht kam mit tropischer Plötzlichkeit. In einem Augenblick war es noch hell und warm gewesen und im nächsten war die Sonne im Meer verschwunden. Ein kühler Wind raschelte durch die Bäume, und die vier Gefährten rückten näher ans Feuer.

Das Abendessen war vorüber, das diesmal nur aus Früchten bestanden hatte, und jeder hing nun seinen Gedanken nach. Der Zaun war fertiggestellt worden — eigentlich konnte man es kaum als Zaun bezeichnen, denn es war nur ein fast einen Meter hohes Durcheinander von Zweigen, das zwei Zelte, vier Menschen und ein Feuer einschloß.

Barbara hatte eine Flasche Whisky vor sich stehen. Barbara besaß nicht etwa nur diese eine, sondern mindestens sechs Dutzend Whisky-Flaschen. Ihr Kabinenkoffer war damit ausgelegt, genau wie Averys mit Zigaretten. Avery war etwas überrascht, denn er hatte sie nicht für eine starke Trinkerin gehalten. Als

sie mit der Flasche ankam, hatte Barbara erklärt, daß sie weder eine Alkoholikerin wäre noch an Depressionen litte, sondern den Alkohol lediglich als kleine Stütze in einer Welt betrachtet hatte, in der sie eine nicht endenwollende Rolle als Fernsehkrankenschwester in einem Hospital ertragen mußte.

Barbara saß mit Tom vor dem Zelt, das Tom scherzenderweise als ›Schlafsaal der Mädchen‹ bezeichnete. Jeder hatte einen Becher mit Whisky vor sich. Mary und Avery saßen etwas abseits vor dem ›Schlafsaal der Männer‹. Avery hatte ebenfalls einen kleinen Schluck Whisky akzeptiert, während Mary entschieden abgelehnt hatte. Sie betrachtete Barbara etwas sorgenvoll, als diese bei ihrem dritten großzügigen Doppelten angelangt war, aber bis jetzt schien der Whisky keinerlei Wirkung zu zeigen. Tom dagegen sah ziemlich melancholisch aus. Er hatte mit Barbara Glas um Glas Schritt gehalten.

Barbara seufzte plötzlich tief auf. »Wir müssen Namen finden«, sagte sie unvermittelt.

»Wie bitte?« fragte Avery verwirrt.

»Wir müssen die hiesige Flora und Fauna benennen, Dummkopf. Die netten Bildchen sagen uns zwar, wie die Tiere und Pflanzen in dieser Gegend aussehen und was es mit ihnen auf sich hat, aber sie besitzen keine Namen. Ich finde, es ist sehr wichtig, daß Tiere Namen haben — wie sollen wir sonst über sie reden?«

»Sie hat recht«, bemerkte Tom ernst. »Verdammt störend, wenn man ein sechsfüßiges Kaninchen umlegt, wenn es gar kein Kaninchen ist.«

»Sie sind betrunken«, stellte Mary nüchtern fest.

Tom lachte. »Fischers Fritz fischt frische Fische, frische Fische fischt Fischers Fritz!« Sichtlich zufrieden brachte er ohne zu stocken den Zungenbrecher hinter sich.

»Es ist ganz einfach, wir nennen das sechsfüßige Kaninchen Kaninentyp, und dann so weiter, Rhinotyp, Krokotyp... Versteht ihr, was ich meine?«



Avery lächelte. »Sehr praktisch. Aber wie würden Sie den griechischen Gott bezeichnen, den Mary gesehen hat? Von ihm haben wir ja nicht einmal ein Bildchen, das uns Auskunft geben kann.«

»Auch einfach«, erwiderte Barbara. »Ich würde sagen, er ist ein Supertyp.«

»Nun, ich hoffe, daß er ungefährlich ist — wenn er überhaupt existiert«, meinte Avery.

Er existiert leider«, sagte Mary und schauderte. »Ich wünschte, Sie hätten mich nicht daran erinnert.«

»Meine Liebe«, erklärte Tom feierlich, »Richard und ich werden Ihre Jungfräulichkeit bis zum letzten Tropfen Whisky verteidigen, O Gott, bin ich müde. Muß wohl die Seeluft sein.«

»Ja, es wäre vielleicht eine gute Idee, wenn ihr drei jetzt schlafen würdet. Es war immerhin ein etwas anstrengender Tag heute.«

»Wir drei?« fragte Barbara. »Was wollen Sie denn machen?«

»Ich übernehme die erste Wache und achte darauf, daß das Feuer nicht ausgeht. In zwei Stunden wecke ich Sie, und nach weiteren zwei Stunden können Sie dann Tom wecken. Mary wird dann die Morgenwache halten.«

Tom streckte sich. »Schlafen! Welch ein herrlicher Gedanke... Barbara, darf ich mir noch einen Schlaftrunk mitnehmen?« Und damit genehmigte er sich noch einen großzügig bemessenen Whisky.

»Übrigens — enthält Ihr Koffer auch einen persönlichen Trost wie Whisky oder Zigaretten?« fragte Avery.

Die Frage galt eigentlich Tom, aber es war Mary, die ihm antwortete. »In meinem Koffer sind etwa fünfzig Pfund Süßigkeiten«, gestand sie. »Ich habe immer ziemlich viel Süßigkeiten gegessen, aber...« Sie verstummte und wurde rot.

Avery richtete seinen Blick auf Tom.

»Tut mir leid, Alter. In meinem Koffer befindet sich nichts, was wir essen, trinken oder lutschen können. Die Stärkungen,

die ich mitbekommen habe, sind höchst persönlicher Natur. Man sollte doch annehmen, daß man auch in unserer kleinen Gemeinschaft noch ein Recht auf ein Eigenleben hat.« Und damit verschwand er im Männerzelt.

Avery war überrascht. Es hatte so eine gewisse Spannung in Toms Stimme gelegen, und zusammen mit dieser lächerlichen Bemerkung über das Eigenleben sah es fast so aus, als wollte er etwas verbergen. In einer Situation wie ihrer konnte jedoch kaum etwas für lange vor den anderen verborgen bleiben. Bald würden sie sich der Neigungen und Abneigungen, der Stärken und Schwächen und kleinen Geheimnisse eines jeden von ihnen schmerzhaft bewußt werden, und das bedeutete nur wieder eine andere Art von Nacktheit.

Als nächste verschwand Mary, und wenige Minuten später folgte ihr Barbara. Obgleich seine Gefährten nur zwei oder drei Meter entfernt waren, fühlte Avery sich plötzlich angenehm allein. Er warf noch einen Armvoll Holz auf das Feuer und begann seine Wache.

Er hatte, in Gedanken und Erinnerungen versunken, etwa eine Dreiviertelstunde am Feuer gesessen, als Barbara in hastig übergezogenen Hosen und Bluse neben ihm auftauchte.

»Ich kann nicht schlafen«, flüsterte sie. »Ich habe alles mögliche versucht, aber es geht nicht. Mary hat's geschafft, sie schläft wie ein Murmeltier.«

»Vielleicht haben Sie etwas zuviel Whisky getrunken«, antwortete Avery leise.

Barbara lächelte. »Oder zuwenig... Richard, ich bin so schrecklich allein... Tun Sie mir den Gefallen, und halten Sie meine Hand — nur meine Hand halten, mehr brauche ich nicht.«

Avery blickte sie erstaunt an. Dann legte er seinen Arm um ihre Schulter und zog sie sanft zu sich heran. Barbara seufzte erleichtert auf, und nach einer Weile spürte er, wie sie sich entspannte.

»Es ist wunderbar, was ein bißchen menschliche Nähe ausmachen kann«, sagte Barbara. »Meine Nerven waren am Zerspringen, und jetzt geht's schon viel besser — wenn ich mir auch albern vorkomme.«

»Nicht zu albern, hoffe ich.«

Barbara warf ihm einen forschenden Blick zu. »Nein, nicht zu albern. Wir müssen ja alle so schrecklich erwachsen sein, nicht wahr?«

Avery hatte darauf keine Antwort, und Barbara kuschelte sich wieder an ihn.

## 10

Endlich ging die Nacht vorüber. Zwei Monde — einer etwas größer als der andere — schwebten wie leuchtende Ballons über den sternenbesäten Himmel, und dann erhob sich schließlich über den Bäumen eine rote Sonne, die der Erdsonne sehr ähnlich sah.

Barbara und Richard hatten ihre Wachen gemeinsam gehalten, während Tom und Mary allein gewacht hatten. Als sie nach kurzem, aber sehr erfrischendem Schlaf zum Frühstück alle wieder versammelt waren, fiel es Barbara und Richard schwer, zu glauben, daß sie die halbe Nacht eng zusammengekuschelt am Feuer verbracht hatten. Avery war die Erinnerung daran sogar etwas peinlich, denn es konnte sich daraus eine gewisse Intimität ergeben, die anzuerkennen er noch nicht bereit war.

Das Frühstück selbst war bescheiden — es gab nur die restlichen Früchte. Danach beauftragte Avery Tom, sich die Plastikbilder genau zu betrachten und anschließend auf Jagd zu gehen — ohne Revolver. Richard setzte dem Jagdgebiet keine Grenzen.

Tom war an diesem Morgen nicht sehr mitteilssamer Stimmung — wahrscheinlich die Nachwirkung des Whiskys, dachte Avery. Er brummte lediglich etwas über die Sinnlosigkeit, ›Wild‹ mit bloßen Händen fangen zu wollen, suchte sich schließlich am Strand einige Steine und verzog sich dann in den Wald.

Avery hatte Tom gebeten, darauf zu achten, daß er sich nicht verirrte, und in drei Stunden wieder zurück zu sein. Einmal mußten sie sich ja doch aus der unmittelbaren Umgebung herauswagen und da bis jetzt nichts Schreckliches passiert war, mochten die Gefahren möglicherweise gar nicht so groß sein, wie er sie sich vorgestellt hatte. Dennoch machte er sich immer noch Sorgen wegen des Mannes, den Mary gesehen hatte. Eine vollständig defensive Haltung einzunehmen, schien jedoch weder praktisch noch weise zu sein. Avery beschloß, einen kleinen Forschungsspaziergang zu unternehmen — immer am Strand entlang. Es gab ein Problem, das er besonders gern gelöst hätte, obgleich er wußte, daß es sehr unwahrscheinlich war, dies an einem einzigen Tag zu vollbringen. Die Frage war: Hatte man sie auf einer verhältnismäßig kleinen Insel abgesetzt oder auf einer großen Landmasse? Bis jetzt ließ sich das noch nicht sagen.

Bevor er ging, gab er Mary und Barbara einige nachdrückliche Anweisungen. Sie sollten stets zusammenbleiben. Wenn sie auf Obstsuche gehen wollten, mußten sie beide Messer oder Äxte bei sich tragen und eine von ihnen außerdem den Revolver. Er wiederholte seine feste Order, den Revolver nur im äußersten Notfall zu benutzen.

Die Sonne stand etwas höher als am Vortage, als sie hier am Strand erwacht waren, und Avery kam zu dem Schluß, daß auf diesem Planeten ein Tag etwa zwanzig Erdenstunden lang war.

Avery war bereits eine gute halbe Stunde den Strand entlanggewandert, als er die Fußspuren entdeckte. Es waren zwei Paar Füße, die sich im Sand abzeichneten. Ein Paar war größer

als das andere — wahrscheinlich die Spuren eines Mannes und einer Frau. Sie sahen noch ganz frisch aus und kamen von den Bäumen her, führten zu einem kleinen Tümpel zwischen Felsen und wieder zurück zu den Bäumen, wo sie sich im Gras verloren. Wer immer diese Spuren hinterlassen hatte, konnte noch in der Nähe sein.

Avery suchte vorsichtig zwischen den Bäumen und im Unterholz herum, sah jedoch niemanden. Dann kehrte er zu dem Felstümpel zurück, um zu sehen, ob sich dort ein Hinweis fand. Der Tümpel selbst war klein und nur wenige Meter von der Hochwasserlinie auf dem Sand entfernt. Die Fremden hatten offenbar eine ganze Weile neben dem Tümpel gekniet, wie die tiefen Knie- und Zehenabdrücke zeigten.

Avery kniete ebenfalls nieder. Im Tümpel schwammen einige winzige Fische, und sonst gab es nichts weiter zu sehen als ein paar faustgroße glatte Steine. Aber dann bewegte sich plötzlich einer dieser Steine, und Avery erkannte, daß es ein ganz gewöhnlich aussehender Krebs war. Nach den Angaben der Plastikbilder waren Krebse besonders schmackhaft. Avery bedauerte, daß er nichts bei sich hatte, um die Tiere einzufangen und mitzunehmen. Die Möglichkeit, seine bloßen Hände zu benutzen, reizte ihn nicht sonderlich.

Er überlegte, ob er zum Lager zurückgehen sollte, um einen Eimer zu holen, entschloß sich dann aber doch, seinen Erkundungsgang fortzusetzen, obgleich er sich jetzt wieder unsicher und unbekannten Gefahren ausgesetzt fühlte.

Vielleicht war es nur Nahrungssuche gewesen, die jene Fremden zu dem Tümpel geführt hatte? Vielleicht kamen sie zurück? Plötzlich kam ihm ein Gedanke: Vielleicht waren die anderen — wie er sie bereits bezeichnete — keine Eingeborenen, sondern auch hierher versetzt worden wie sie selbst! Welch eine absurde Situation, wenn auf diesem Planeten zwei verschiedene Menschengruppen von der Erde lebten — in gegenseitiger Angst, sich zu entdecken! Aber dann fiel ihm Ma-

rys Beschreibung von dem Mann ein, den sie gesehen hatte, und demnach schien es sich eher um jemanden zu handeln, der sich in seiner natürlichen Umgebung befand und daher verständlicherweise unangenehm über das Eindringen von Fremden überrascht sein würde.

Avery ging weiter den Strand entlang, hielt sich jedoch nahe am Wasser, so daß er nicht leicht von jemandem überrascht werden konnte, der ihm im Schutz der Bäume folgte oder ihn beobachtete.

Avery umwanderte verschiedene kleine Buchten, und er hatte den Eindruck, daß sich die Küste leicht nach rechts krümmte, obgleich noch immer nichts darauf hindeutete, daß es sich tatsächlich um eine Insel handelte. Er fühlte sich schließlich mit fortschreitendem Vormittag immer niedergeschlagener, da er bei seinem Vorstoß an der Küste nicht gerade methodisch vorgegangen war. Außerdem begann er sich Sorgen um Mary und Barbara zu machen. Jetzt erschien es ihm sehr unvorsichtig, die beiden Frauen allein gelassen zu haben, und wahrscheinlich war es auch nicht ratsam, daß Tom und er jeweils allein auszogen. Von nun an würden sie immer zu zweit ausgehen — ein Mann und eine Frau —, bis sie ihre Umgebung besser kannten.

Avery blickte auf seine Armbanduhr und stellte fest, daß er schon fast zwei Stunden vom Lager fort war, und er hatte eigentlich nicht länger als drei Stunden wegbleiben wollen. Er blieb stehen, blickte aufmerksam die vor ihm liegende Küstenlinie entlang, die sich nach einer weiteren halben Meile nach rechts wandte und im übrigen genauso aussah wie die Meilen Strand, die er gerade zurückgelegt hatte, und machte sich dann widerstrebend auf den Rückweg.

Er hatte fast den Felstümpel erreicht, wo er die Spuren der anderen entdeckt hatte, als er wie angewurzelt stehenblieb. Der Tümpel war nicht mehr zu sehen — er wurde verdeckt durch etwas, das aussah wie ein riesiger, blendender, goldener Ballon

von vielleicht dreißig Metern Durchmesser, der jeden Augenblick zurück in die See zu rollen schien, aus der er gerade aufgetaucht sein mochte.

Avery starrte fasziniert auf den schimmernden Ballon. Er war so hell, daß seine Augen zu brennen begannen, aber er konnte sich nicht abwenden.

Es könnte die Sonne sein, die vom Himmel gefallen ist und nun hier auf dem Strand liegt, dachte er unsinnigerweise und der Hysterie nahe. Es war keine Feuerkugel, sondern ein Ball geschmolzenen Goldes — und die Zeit war stehengeblieben, weil er, Avery, sonst längst hätte zu Asche verbrannt sein müssen.

Der Schweiß lief ihm das Gesicht herunter, und das Brennen in seinen Augen wurde zu einem heftigen Schmerz, aber nach dem ersten Schock begann sein Gehirn wieder zu funktionieren. Wie war diese Kugel hierhergekommen? Er zwang sich, näher heranzugehen und nach Spuren im Sand zu suchen.

Es gab keine Spuren im Sand, nicht einmal eine Einbuchtung. Schwerelos schien der Ballon auf dem Sand zu liegen, als ob er am Ende eines unsichtbaren Seiles hing. Vorsichtig ging Avery um den Ballon herum. Auch dort war nichts Außergewöhnliches zu sehen — außer dem Tümpel und den Fußspuren, die er vorher bereits entdeckt hatte.

Plötzlich hörte er ein feines, trockenes Knacken — als ob dünnes Glas zerbrochen wäre —, und im gleichen Augenblick verschwand der goldene Ballon.

Er ging nicht etwa hoch oder ins Wasser, sondern verblaßte ganz einfach, geräuschlos und so plötzlich, daß Avery an sich selbst zu zweifeln begann.

Eine goldene Kugel von dreißig Metern Durchmesser, die aussah wie aus geschmolzenem Metall und intensive Hitze ausstrahlte, wurde durchsichtig und war dann verschwunden.

Avery starrte fassungslos auf die Stelle, wo der Ballon gelegen hatte. Er blinzelte, und langsam verging das Brennen in

seinen Augen.

War er verrückt geworden? War der goldene Ballon eine Vision gewesen? Vielleicht war überhaupt alles nur Einbildung — Barbara, Tom und Mary, die zwei Monde, der Computer mit seinen Intelligenztests, der Himmel voller fremder Sterne und das Gefängnis mit den Metallwänden — vielleicht war all das nur eine Ausgeburt seiner Phantasie, und im nächsten Augenblick erwachte er nach einer elektrischen Schockbehandlung in einer Londoner Nervenheilanstalt!

Barbara, Mary und Tom — er wollte sie sehen, wollte sie berühren und mit ihnen sprechen! So sehr hatte er sich noch nie etwas im Leben gewünscht. Er wollte vor allem anderen fühlen, daß er nicht allein war.

Sein Schritt wurde schneller und immer schneller, bis er den Weg zum Lager zurückrannte. Er rannte keuchend weiter, bis er die Schüsse hörte.

Einen... zwei... drei... vier, fünf, sechs...

Die Schüsse kamen ganz aus der Nähe. Avery nahm einen neuen Anlauf, stolperte jedoch und fiel erschöpft in den Sand. Er hatte sich zuviel zugemutet. Verzweifelt versuchte er sich aufzurichten, aber die rasenden Stiche in der Brust zwangen ihn, liegenzubleiben.

## 11

Niemand war zu sehen, als er schließlich zum Lager Eins zurückkehrte — aber das Lager selbst war zerstört. Die Halteseile der Zelte waren teilweise gerissen, und die Zelte schwankten leicht im Wind hin und her. Die Camping-Ausrüstung lag im weiten Umkreis verstreut. Die Koffer waren umgestürzt und ihr Inhalt war herausgeworfen worden.

Avery fand seine Farben und anderen Malutensilien halb im



Sand vergraben. Zahlreiche Zigarettenspäckchen waren geöffnet, zerdrückt und achtlos beiseite geworfen worden. Mehrere Langspiellplatten waren zerbrochen, aber der Plattenspieler selbst hatte erstaunlicherweise die Verwüstung überlebt.

Marys Süßigkeiten lagen zwischen Kleidern und Unterwäsche, Barbaras Sachen waren zum großen Teil von Whisky durchtränkt — mehrere Flaschen waren offenbar aus reiner Freude an der Zerstörung zerschmettert worden. Die größte Überraschung bot jedoch der weitverstreute Inhalt von Toms Koffer.

Avery erinnerte sich, wie Tom noch am Abend zuvor über seinen Besitz so zurückhaltend und geradezu geheimnisvoll gesprochen hatte. Nun, das Geheimnis war gelüftet — und das hier war also der Grund für Toms merkwürdiges Verhalten! Die zerrissenen und zerknitterten Überbleibsel seiner Phantasiewelt lagen grotesk und herausfordernd im Sand — Dutzende von Fotos und Farbdrucken von Pin-up-Girls.

Armer Tom, dachte Avery. Hier lagen die Symbole seiner Einsamkeit, seiner persönlichen Hölle, seiner geheimen Verzweiflung.

Unwillkürlich bückte Avery sich und begann die traurigen Reste von Toms Sammlung aufzuheben und wieder in dessen Koffer zu legen, obgleich er wußte, daß es eigentlich sinnlos war, jetzt noch etwas verbergen zu wollen. Dennoch war er der Meinung, daß die Schwächen eines Mannes nicht auf diese Weise bloßgelegt werden sollten. Aber vielleicht waren Tom und die beiden Mädchen schon tot, wenn sich die Zerstörungswut der anderen nicht auf das Lager allein beschränkt hatte, und er selbst verschwendete nur kostbare Zeit, die er besser zur Sicherung seines eigenen Überlebens verwenden sollte?

Er war so tief in seine Aufgabe versunken, die Bilder möglichst rasch einzusammeln, daß er Mary und Barbara nicht hörte, als sie zurückkamen.

Mary begann hysterisch zu lachen, als sie ihn auf allen vie-

ren durch die Trümmer des Lagers kriechen und die Fetzen einer zerstörten Traumwelt zusammensuchen sah.

»Mund halten«, fuhr Avery sie grob an. »So lustig ist das nicht.«

Er stand auf und betrachtete die beiden Mädchen. Ihre Kleidung war zerrissen, ihre Hände und Arme waren zerkratzt. Mary blutete aus einem Schnitt über dem rechten Auge.

»Was habt ihr denn angestellt — gegen eine Horde Indianer gekämpft, oder was?« Eigentlich hatte er das gar nicht sagen wollen, denn im Grunde genommen war er so unaussprechlich froh, die beiden lebendig und verhältnismäßig heil und gesund wiederzusehen, daß er rasch etwas Unfreundliches sagen mußte, um sie nicht alle beide zu umarmen. Plötzlich waren die beiden für ihn nicht länger nur Mary und Barbara, sondern sie gehörten zu ihm und waren ein Teil seiner Familie.

»Oh, Verzeihung, wenn wir Ihr Privatvergnügen unterbrochen haben«, sagte Barbara eisig und warf den leergeschossenen Revolver vor einem der Zelte ins Gras. »Wir flüchteten vor einem dieser netten kleinen Rhinotypen auf einen Baum, aber dann versuchte das schlaue Vieh, den Baum umzurennen.« Barbara schauderte in der Erinnerung an die ausgestandene Angst. »Ich habe ihm den Kopf mit Blei gespickt, bis es darin klapperte... aber, wie gesagt, wenn wir gewußt hätten, daß wir Sie bei einer so wichtigen Beschäftigung stören würden, hätten wir uns eben mit Würde in unser Schicksal ergeben.«

Avery mußte lächeln. »Es tut mir leid... ich meine, ehrlich leid... Ich war so froh, euch wiederzusehen, daß ich hätte weinen mögen.« »Und statt dessen...«, bemerkte Barbara mit einem vielsagenden Blick auf die Fotos.

»Es sind nicht meine«, erwiderte er und kam sich dabei fast wie ein Verräter vor. »Ich hörte die Schüsse, rannte hierher zurück und fand nur noch die Reste unseres glücklichen Heimes vor. Ich dachte schon... Teufel, ich weiß nicht mehr, was ich alles dachte...«

»Wenn es nicht Ihre sind, dann müssen es ja...«, begann Mary.

»Zum Donnerwetter, viel Auswahl gibt's da doch wohl nicht«, fuhr er gereizt auf. »Ist das alles, worüber ihr euch aufregen könnt? Ihr wäret beide um ein Haar umgekommen, das Lager ist fast plattgewalzt, Gott allein weiß, wo Tom ist — und eure empfindlichen kleinen Seelen nehmen Anstoß an ein paar unanständigen Bildern. Wo bleibt denn da eure Einsicht?«

»Die ist mit dem Rhinotyp eingegangen«, gab Mary plötzlich auch wütend zurück. »Aber wenn diese Kunstgegenstände so wichtig sind, daß Sie sie zuallererst einsammeln, sollten wir Ihnen wohl besser behilflich sein.« Und damit bückte sie sich und hob einige der Bilder auf.

»Ich hoffte, ich könnte sie wieder in den Koffer zurücktun, bevor Tom kommt«, erklärte Avery. »Ich wollte es ihm ersparen — aber jetzt ist es sowieso zu spät, dort kommt er schon. Wahrscheinlich hat er auch die Schüsse gehört.«

Tom war noch etwa hundert Meter entfernt, als Avery ihn sah. Über seiner Schulter hing ein Tier, das wie ein Miniaturreh aussah, und Tom machte den Eindruck eines Mannes, der mit sich und der Welt zufrieden war. Als er auf etwa fünfzig Meter herangekommen war, sah er, was mit dem Lager geschehen war, und begann zu laufen. Dann bemerkte er zwei oder drei der Fotos, die der Wind davongetragen hatte. Er ließ das Tier zu Boden fallen und ging langsam auf die drei zu, die ihn erwarteten. Sein Gesicht war ausdruckslos und sein Blick abwesend.

»Fein, Sie heil und gesund wiederzusehen«, sagte Avery in dem Bemühen, die Spannung zu lockern. »Es war ein Morgen voller Katastrophen. Die Mädchen wären beinahe von einem mordlustigen Rhinozeros umgebracht worden, und als ich die Schüsse hörte und losrannte, erlitt ich einen Herzanfall.«

Tom sagte nichts. Er kniete nieder und begann die restlichen Bilder einzusammeln. Avery beobachtete ihn. Er wußte nicht,

was er nun sagen oder tun sollte.

»Es macht nichts, Tom«, murmelte Barbara mit auffallend sanfter Stimme. »Meine Schwäche ist Whisky. Richard und Mary haben auch ihre Schwächen. Das ist alles nicht mehr wichtig.«

Tom sagte nichts. Stumm sammelte er weiter seine Bilder ein. Schweigen legte sich drückend über die Gruppe, und die Spannung wuchs.

Schließlich legte Mary ihre Hand auf Toms Schulter. »Tom, Lieber, es ist ganz unnötig, sich deswegen zu schämen...« Sie zögerte und fuhr dann tapfer fort: »... Ich stopfe mich mit Süßigkeiten voll — es ist wie ein Zwang, ich kann nichts dagegen tun... und ich habe eine Stoffpuppe... und wenn ich sie nicht bei mir habe, kann ich nicht einschlafen.« Sie schluckte. »Sonst habe ich nämlich Angst und fange an, am ganzen Körper zu zittern.«

Avery bewunderte sie. Mary, die Ruhige, die Schüchterne, die Zimmerliche — sie war wirklich wunderbar!

»Bitte, Tom«, fuhr sie fort. »Wir machen uns darüber nicht lustig. Vielleicht hätten wir das noch gestern, oder vor einer Woche in London getan — aber jetzt doch nicht. Bitte, Tom, Sie brauchen sich nicht zu schämen.«

»Schämen!« Tom wandte ihr sein gequältes, tränenverschmiertes Gesicht zu. Seine Stimme klang hoch und fast schrill. »Schämen! Wissen Sie denn, was diese munteren kleinen Bilder mir angetan haben? Sie haben mir fünfzehn Jahre meiner Männlichkeit genommen! Und Sie sagen, ich sollte mich nicht schämen!« Er lachte gequält auf. »Ein prominenter Wiener Psychiater hat einmal so sinnig behauptet, daß Sex lediglich ein unbefriedigender Ersatz für Onanie ist, und ich habe für diese These fünfzehn Jahre lang den Beweis erbracht. Ich wette, Sie wissen nicht einmal, was Onanie ist. Mein Vater wußte es dagegen um so besser. Er pflegte mich über die Sünden des Fleisches aufzuklären. Onanieren würde Wahnsinn,

Lähmungen und alle möglichen erdenklichen Krankheiten zur Folge haben, hat er mir erzählt, und ich glaubte ihm. Ich glaubte alles, was er sagte, bis mein Vater eines Tages für achtzehn Monate ins Gefängnis kam — wegen Sodomie. Ich bin dann auf Nummer Sicher gegangen. Ich hatte nie eine Frau, ich hatte überhaupt niemanden. Ich konnte und wollte niemandem mehr vertrauen. Und was hat es mir eingebracht? Leere Nächte, Tage des Elends... ein Leben der Einsamkeit.« Tom brach plötzlich zusammen und lag schluchzend auf der Erde.

12

Es wurde Abend, bis sie wieder einigermaßen Ordnung im Lager geschafft hatten.

Avery, Mary und Barbara saßen um das Feuer und ruhten sich nach den Aufregungen des Tages aus. Zum Abendessen hatte es für jeden ein gutes Steak von dem kleinen Reh gegeben, das Tom in ein Dickicht hatte jagen können, wo es sich so hoffnungslos verfangen hatte, daß er ihm mit einem Knüppel das Genick hatte brechen können.

Tom hatte sich zum Abendessen nicht sehen lassen. Nachdem er schließlich nach der demütigenden Bloßstellung seines Elends einigermaßen seine Fassung wiedererlangt hatte, half er den anderen bei den Aufräumarbeiten. Er sprach jedoch kein Wort und ging wie in Trance umher. Mary versuchte ihn etwas aufzurütteln, aber ihre Annäherungen scheiterten an seinem hartnäckigen Schweigen.

Erst als das Lager wieder leidlich in Ordnung gebracht worden war, brach er sein Schweigen. »Barbara, würden Sie vielleicht so liebenswürdig sein und mir eine halbe Flasche Whisky abgeben? Ich feiere heute einen besonderen Geburtstag.« Seine Stimme klang ganz normal.

Barbara gab ihm eine Flasche, und Tom zog sich damit in das Zelt zurück, das er mit Avery teilte.

Avery starrte niedergeschlagen ins Feuer. Er fand, daß er als Führer der kleinen Gruppe versagt hatte. Er hätte sich mehr um ihrer aller Sicherheit kümmern müssen.

Wahrscheinlich waren es mehrere von Marys ›Griechischen Göttern‹ gewesen, die das Lager überfallen hatten. Auf keinen Fall konnte die Zerstörung das Werk von Tieren sein, und wenn der Überfall nicht aus dem Augenblick heraus erfolgt war, weil das Lager verlassen dalag, führte dies zu dem unangenehmen Schluß, daß Lager Eins bereits seit einiger Zeit beobachtet worden sein mußte. Vielleicht lauerten sie gerade in diesem Moment irgendwo in der Dunkelheit und planten die nächste kleine Überraschung!

Glücklicherweise unterbrach Barbara jetzt seine unerfreulichen Gedankengänge. »Was werden wir nun tun?« fragte sie.

»Von hier weggehen, sobald es hell wird. Wir werden uns einen Platz suchen, der gut zu verteidigen ist. Und dann sehen wir weiter.«

In diesem Augenblick wurde die Zeltplane zurückgeschlagen, und Tom erschien, in der Hand die leere Whisky-Flasche.

»Darf ich mich zu euch setzen?« fragte er mit schwerer Zunge.

»Wir freuen uns, daß Sie kommen«, erwiderte Avery.

»Möchten Sie etwas zu essen?« fragte Mary. »Das Steak war ausgezeichnet.«

Tom schüttelte den Kopf. »Denn er hatte vom Honigtau gegessen und von der Milch des Paradieses getrunken... Entschuldigt mich einen Augenblick, ich möchte euch etwas schenken...« Und er verschwand im Zelt, um gleich darauf mit einem Arm voller Pin-up-Bilder wiederzukehren. Er begann, die Bilder zu verteilen.

»Tom, was soll das?« fragte Barbara ruhig.

Tom lachte nur. »Das ist eine gute Frage. Tom, das infantile

Gemüt, ist entlarvt worden. Der ehemalige hochwohlgeborene Thomas Sutton steht nunmehr heulend und zähneklappernd vor Ihnen.«

Mary begann zu weinen. »Tom, Darling, hör auf! Bitte hör auf! Wir brauchen dich! Wir brauchen dich so nötig...« Die Worte kamen halberstickt unter Schluchzen heraus, aber die Wirkung war geradezu magisch.

»Mir ist, als hörte ich...«, begann Tom, hielt plötzlich inne, schwankte zum Feuer und ließ sich neben Mary auf den Boden nieder. »Was hast du gesagt, Mary? Was hast du gesagt?«

»Bitte... bitte hör doch auf, dich selbst zu quälen«, sagte sie.

»Ohne dich kommen wir nicht aus. Du und Richard... Wir müssen doch zusammenhalten.«

Tom legte seinen Arm um ihre Schultern. Von einem Augenblick zum anderen schien er nüchtern zu sein. »Du hast gesagt: Tom, Darling... Das war sehr nett, aber nicht nötig. Daß du nach all dem, was du von mir weißt, noch Tom, Darling, zu mir sagen kannst... Niemand hat mich je so genannt... vielleicht meine Mutter, aber sonst niemand... Weine nicht, Mary. Ich brauche es, daß man mich braucht, schon seit langem...«

Avery und Barbara wünschten sich weit fort. Diese Unterhaltung vertrug keine Zeugen. Aber wohin hätten sie gehen sollen?

Plötzlich ergriff Tom all die Fotos und Pin-up-Girls und warf sie ins Feuer. »Abschied des Engländers vom Laster«, sagte er und lachte — und, o Wunder, das Lachen klang irgendwie ganz gesund. »Mein Gott, was diese Bilder in einschlägigen Kreisen für einen Preis erzielt hätten!«

Mary trocknete sich die Augen. »Das ist ein gutes Beispiel«, erklärte sie ernsthaft. »Ich werde von nun an den Süßigkeiten und meiner Stoffpuppe abschwören.«

Barbara kicherte. »Helden! Ihr seid beide so viel stärker als ich! Kann ich mich noch etwas länger auf meinen Whisky stüt-

zen?« »Hier ist das Hauptquartier der Liga der Moralisten, Madame«, sagte Tom. »Sie werden von jetzt an auf Ration gesetzt — drei kleine Whiskys am Tag — auf Befehl von Kapitän Richard, der ohne Laster und daher der Edelste von uns allen ist.«

Barbara lächelte und sah Avery an. »Er ist nicht ohne Laster, Tom. Er hat sogar das schlimmste von allen.«

Avery hob überrascht die Brauen. »Und was ist das für ein Laster?«

Barbara legte ihre Hand auf sein Knie. »Erinnerungen«, sagte sie sanft. »Das Leben mit viel zu vielen Erinnerungen.«

Er dachte an Christine und die tödliche Kälte der ganzen Jahre ohne sie. Vielleicht gab es wirklich eine Art, sich ständig an Vergangenes zu erinnern, die in sich selbst ein Laster war. Vielleicht hatte er Christine auf ein Podest erhoben und sich von ihr ein Bild geschaffen, das zu gut war, um wahr zu sein, und vielleicht hatte er all das nur getan, um eine überzeugende Entschuldigung für sein Versagen zu finden. Wahrscheinlich hatte Barbara recht — mehr noch, als sie dachte.

## 13

Die Nacht verlief ereignislos. Sie hielten die Wachen zu zweit ab — erst Richard und Barbara, dann Tom und Mary. Es gab eine weitere Neuerung — sie gingen auch in Paaren schlafen. Nicht als Liebende, sondern eher wie müde Kinder, welche Trost beieinander suchen.

Es waren Tom und Mary, die den Anfang machten. Avery sagte den beiden, daß sie drei Stunden schlafen könnten, bis sie an der Reihe wären, Wache zu halten.

»Wie schade«, bemerkte Tom zu Mary. »Wo wir uns gerade erst kennenlernen. Nun, wir haben ja auch morgen noch Zeit.«

»Wir brauchen doch nicht bis morgen zu warten«, erklärte



Mary überraschenderweise. »Ein Gutes in unserer augenblicklichen Lage ist, daß wir uns nicht mehr lächerlichen Anstandsregeln beugen müssen.«

Tom lächelte und streckte seine Hand aus. »Kommst du, Mary?«

»Ja, Tom.«

Die beiden gingen in den vormaligen ›Schlafsaal der Männer‹. Eine Weile war von drinnen noch gedämpftes Murmeln zu hören, dann herrschte Stille.

Avery sah, daß Barbara weinte — oder vielleicht nicht richtig weinte, sondern lediglich Tränen über ihre Wangen rollen ließ.

»Na, wo fehlt's denn?«

»Es fehlt mir nichts, Richard«, erwiderte sie ruhig. »Ich finde nur, wir fangen endlich an, uns wie Menschen zu benehmen. Bisher haben wir nur Vorstellungen gegeben. Ich glaube, jetzt versuchen wir, uns selbst und uns gegenseitig zu finden.«

»Ich verstehe«, antwortete Avery. »Vor ein paar Stunden hätte sich Tom noch am liebsten in ein Mauselloch verkrochen, und wir fühlten uns überlegen. Es ist doch seltsam, wie schnell sich alles ändern kann. Ich fange bald an zu glauben, daß wer immer unser Lager verwüstete, uns damit sogar einen Dienst erwiesen hat.«

Als Tom und Mary die Wache übernahmen, gingen auch Richard und Barbara zusammen schlafen — ohne das geringste störende Gefühl von Leidenschaft, nur von Dankbarkeit und einer gewissen Erleichterung erfüllt.

Tom weckte sie erst, als das Frühstück bereits fertig war. Das Frühstück bestand aus Früchten, Wasser und köstlichem, auf Spießen gegrilltem ›Rehschinken‹, wie Tom es stolz bezeichnete.

»Führer der Expedition, ich bitte um Erlaubnis, zu sprechen«, sagte Tom.

»Gestattet«, erwiderte Avery mit breitem Grinsen. »Erinnert

euch aber daran, daß meine Probefristzeit heute zu Ende geht. In Anbetracht meiner Leistungen werde ich mich kaum einer Wiederwahl stellen können.«

»Nun, einer muß ja schließlich der Sündenbock sein, wenn etwas schiefgeht«, bemerkte Tom. »Ich für meinen Teil verzichte gern auf dieses Privileg. Es ist entschieden bequemer, dem guten alten Richard an allem die Schuld zu geben. Ich schlage daher seine Wiederwahl auf unbegrenzte Dauer vor.«

»Antrag unterstützt«, sagte Barbara.

»Einstimmig angenommen«, rief Mary lachend.

»Meine einzige Befriedigung ist, daß ihr es alle noch bedauern werdet«, erklärte Avery. »Also, Tom, was gibt's?«

»Als ich gestern auf der Jagd war, habe ich eine absolut perfekte natürliche Festung entdeckt — etwa eine halbe Meile von hier am Strand entfernt. Es ist ein großer, etwa drei Meter hoher Felshügel, oben fast rund und mit Gras bewachsen. Ich weiß es genau, weil ich extra hinaufgeklettert bin.«

Avery war sehr interessiert. »Wie groß ist dieser Felsen?«

Tom zuckte die Achseln. »Das ist schwer zu sagen — vielleicht sieben Meter Durchmesser. Es ist nur ein Haken dabei: Es gibt kein Trinkwasser in der Nähe.«

»Das ist natürlich übel. Dann müssen wir erst einmal nachsehen, wo man von dort aus Wasser herbekommen kann. Auf jeden Fall können wir hier nicht bleiben. Ach ja, und noch etwas: Von jetzt an geht niemand mehr allein irgendwohin, wir arbeiten in Paaren oder als Gruppe.« Er wandte sich an Barbara und Mary. »Während Tom und ich die Festung besichtigen, bleibt ihr beide hier und haltet den geladenen Revolver schußbereit! Wenn irgend etwas los ist, dann gebt hintereinander zwei Schüsse ab, damit wir euch zu Hilfe eilen können. Falls die griechischen Götter sich mit euch verbrüdern wollen, zielt sorgfältig — außer wenn es mehr als vier sind. In diesem Fall rate ich, euch lieber mit Anstand zu ergeben. So, das ist im Augenblick alles, glaube ich.«

»Das genügt auch«, sagte Barbara nicht sehr begeistert.

Die beiden Männer nahmen jeder ein Messer und eine Axt mit. Als sie den Strand entlanggingen, befahl Richard das unerklärliche und unheimliche Gefühl, daß sie Feindesgebiet durchquerten.

Toms Festung befand sich fast genau in der Mitte einer kleinen Bucht, die sie erreichten, ohne ein Lebewesen gesehen zu haben — von zwei lärmenden Seevögeln abgesehen. Der Felsen war genauso, wie Tom ihn beschrieben hatte. Er lag etwa zwei Meter über der Hochwasserlinie am Strand und etwa dreißig Meter von den Bäumen entfernt.

Nur von einer Seite aus war es verhältnismäßig leicht, hinaufzuklettern.

»Wenn wir uns für diesen Felsen entscheiden, werden wir uns eine Leiter basteln müssen«, meinte Tom, als sie nach oben geklettert waren.

Avery sah sich um. Die Oberfläche machte den Eindruck einer sehr flachen Untertasse mit einem zackigen Rand. Die Sandschicht war genügend dick, und durch zahlreiche Regenfälle waren einige Rinnen in den Fels gewaschen worden, durch die das Wasser abfließen konnte.

»Ausgezeichnet«, verkündete Avery. »Jetzt brauchen wir nur noch Trinkwasser.«

Sie brauchten fast eine Stunde, bis sie einen kleinen Fluß entdeckten, der von der Festung eine Viertelmeile entfernt und dann hundert Meter landeinwärts lag. Wasserholen würde zu einer ziemlich mühseligen Angelegenheit werden, aber die relative Uneinnehmbarkeit des Felsens wog diesen Nachteil auf.

»Wir werden hierherziehen«, entschied Avery also. »Ich glaube kaum, daß wir etwas Besseres finden könnten.«

»O Gott, wenn ich an die verdammten Koffer denke«, sagte Tom. »Wir werden sie mit Seilen nach oben hieven müssen.«

Sie brauchten alle vier zusammen den restlichen Tag, um mit

ihren Sachen nach Lager Zwei umzuziehen. Mary und Barbara hatten das kleinere Gepäck hinübergebracht und es sogar geschafft, die Zelte zusammen zu tragen, aber bei den Koffern konnten sie den Männern nicht helfen.

Tom und Richard schleppten die Koffer Schritt für Schritt vorwärts und bekamen dabei beachtliche Blasen an den Händen und häufige Wutanfälle. Die Sonne ging bereits unter, als sie endlich den letzten Koffer auf die Höhe des Felsens hinaufzogen.

An diesem Abend gab es kein Feuer — sie hatten keine Zeit zum Holzsammeln gehabt — und aus dem gleichen Grund auch nichts zu essen. In weiser Voraussicht hatte Avery jedoch darauf bestanden, vor dem Umzug für Wasservorrat auf dem Felsen zu sorgen. Am Mittag hatten sie sich mit dem restlichen Fleisch des Rehtyps vollgestopft, und so waren sie jetzt wenigstens nicht allzu ausgehungert. Es war ihnen vor Einbruch der Dunkelheit gerade noch gelungen, eines der Zelte aufzustellen, und als ein kühler Wind vom Meer her aufkam, stolperten sie erschöpft unter die Plane und kuschelten sich zusammen.

An diesem Abend hatte keiner mehr die Energie, Wache zu halten.

Am Morgen kroch Avery als erster aus dem Zelt. Es hatte geregnet, und eine wässrig gelbe Sonne brach durch die Wolken. Richard atmete tief die klare Morgenluft ein, und obgleich er nur wenig geschlafen hatte, fühlte er sich wohl.

Plötzlich sah er im Geiste London im morgendlichen Stoßverkehr vor sich — die Untergrundbahn, die Busse, die hetzenden Menschen, die Zeitungsverkäufer, das Klassenzimmer voll unruhiger Kinder, die Anonymität des einzelnen in einer hektischen Großstadt — und einen Augenblick lang war er zu seinem eigenen Erstaunen froh, daß er nicht in London war. Nein, eigentlich war es nicht das, sondern, daß er endlich Kontakt zu anderen Menschen gefunden hatte, zu Barbara, Mary und Tom. Aber dann verging dieses Gefühl in jäh aufsteigendem Heim-

weh. Die Untergrundbahn, die Menschen, die Zeitungen und sogar die Schule erschienen ihm interessant und begehrenswert.

Er war jedoch realistisch genug, um einzusehen, daß weder die erste noch die zweite Vorstellung der Wahrheit entsprach — wahrscheinlich lag sie irgendwo in der Mitte. London war jedenfalls weit fort, und im Augenblick war die Frage des Überlebens am wichtigsten.

Er rief Tom aus dem Zelt, und dann machten sich die beiden Männer auf die Suche nach Früchten zum Frühstück.

## 14

Gegen Mittag war Lager Zwei durchorganisiert, und alles funktionierte ausgezeichnet. Drei Zelte waren errichtet worden, und die Koffer dienten, je zwei übereinandergestellt und mit der vierten Zeltplane bedeckt, zur Seeseite hin als Windschutz. Alle anderen Camping-Ausrüstungsgegenstände, Kleider und persönlichen Dinge, die sie sofort brauchen konnten, waren in dem dritten Zelt untergebracht. Tom und Richard hatten Feuerholz gesammelt und sogar noch Zeit gefunden, eine primitive Leiter zu zimmern, auf die sie sehr stolz waren.

Tom suchte außerdem am Strand große, zwischen fünf und zehn Pfund schwere Steine, die er am Fuß der Leiter ablegte und dann, als er etwa zwei Dutzend beisammen hatte, zu Avery hinaufwarf, der sie in regelmäßigen Abständen am Rand der Zitadelle aufhäufte: Munition für den Fall der Belagerung! Falls es den anderen noch einmal einfallen sollte, das Lager zerstören zu wollen, würde ihnen ein warmer Empfang bereitet werden.

Am Nachmittag gingen die Männer zusammen auf Jagd und ließen Mary und Barbara mit dem Revolver im Lager Zwei

zurück. Sie wollten sich nicht allzuweit vom Lager entfernen, denn obgleich sie die Mädchen mit dem Revolver und einem guten Vorrat an Steinen bewaffnet wußten, machten sie sich Sorgen, und wahrscheinlich hatten sie deshalb auch solches Pech bei der Jagd. Sie sahen zwar mehrmals Tiere, aber ihre plumpen Versuche, sich ihnen zu nähern, verscheuchte die Tiere sofort. Tom und Richard hatten sich genügend mit den Plastikbildern vertraut gemacht, um zu wissen, nach welchen Tieren sie Ausschau halten mußten und welchen sie besser aus dem Wege gehen sollten.

Tom trat auf eine Schlange, die jedoch glücklicherweise noch erschrockener war als er und eiligst davonglitt, während Avery fast in ein sich sonnenden Rhinoceros hineinlief. Den Kärtchen nach war es zwar eßbar, aber nach den Erfahrungen von Barbara und Mary mußte es äußerst schwierig umzubringen sein. Sie hatten hastig den Rückzug angetreten und dann einen respektvollen Bogen um den Rhinotyp geschlagen.

Endlich kamen sie an einen Fluß und beschlossen, seinem Lauf zu folgen, in der Hoffnung, vielleicht auf trinkende Tiere zu stoßen. Tiere sahen sie jedoch nicht; statt dessen führte sie der Fluß zu einer Lichtung, wo sich der Fluß zu einem kleinen See erweiterte, an dessen Ende von einem zwanzig Meter hohen Felsen ein Wasserfall herabsprühete.

Tom setzte sich auf einen großen Stein und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Es war ziemlich schwül, und wenn man nach dem Wetter auf der Erde gehen konnte, dann würde es bald ein Gewitter geben.

»Wir wollen uns fünf Minuten ausruhen und dann zum Lager zurückgehen«, schlug Tom vor. »Wir können ja unterwegs ein paar Früchte einsammeln. Die verdammten Tiere streiken heute wohl.«

Avery setzte sich zu ihm. »Sobald wir können, müssen wir anfangen, das Inland systematisch zu erforschen«, sagte er nachdenklich. »Es wäre doch der letzte Witz, wenn wir uns nur

ein paar Meilen von irgendeiner Art von Zivilisation befanden.«

»Sehr lustig, ja«, erwiderte Tom trocken, »aber ich glaube kaum, daß es in der Absicht derjenigen lag, die uns hergebracht haben, uns in der Nähe von irgend etwas Nützlichem abzusetzen... Himmel, schnell in Deckung, schnell!«

Während sie sich hinter dem Felsblock auf die Erde warfen, folgte Avery kurz Toms erschrockenem Blick. Am anderen Ende der Lichtung neben dem Wasserfall waren ein Mann und eine Frau erschienen. Sie waren beide groß und nackt — bis auf einen metallenen Schurz, der von der Taille des Mannes herabhing, und einem Stück blauen Tuches um die Hüften der Frau. Beide hatten goldene Haare.

»Marys griechische Götter«, flüsterte Tom, »und zwar in Fleisch und Blut. Vielleicht waren sie es, die über unser Lager hergefallen sind. Ich hätte gute Lust...«

»Später«, unterbrach Avery ungeduldig. »Wir wollen erst einmal sehen, was das für Leute sind.« Vorsichtig hob er den Kopf und spähte über den Stein hinweg.

Die Fremden waren wirklich Super-Exemplare. Avery schätzte sie beide auf gut über einsachtzig groß. Der Körper der Frau war weich und weiblich, aber jede ihrer Bewegungen verriet Kraft. Der Mann besaß die breiten Schultern, die schmalen Hüften und die natürliche Biegsamkeit des Athleten.

Tom betrachtete die beiden ebenfalls, und er war, genau wie Avery, beeindruckt. Zusammengekauert hinter dem Felsblock kamen sich die beiden Männer wie Schuljungen vor, die Erwachsenen nachspionieren.

Die Fremden schienen sich zu unterhalten und zu lachen, obgleich jeder Laut vom Getöse des Wasserfalls verschluckt wurde. Der Mann trug drei kurze Speere, und die Frau war mit einer Miniatur-Armbrust bewaffnet. Offensichtlich freuten sie sich über die Entdeckung des Sees und des Wasserfalls. Die Frau legte ihre Armbrust auf einen Stein und stieg ins Wasser.

Der Mann setzte sich auf einen Felsen und sah ihr zu, wie sie im Wasser planschte.

Plötzlich hörten Tom und Avery vom Rand des Teiches, etwa zehn Meter von ihnen entfernt, ein gedämpftes Klatschen. Die Wasseroberfläche kräuselte sich, und dann war sie wieder glatt wie zuvor.

»Teufel, was war das?« fragte Tom.

Avery hatte noch einen Blick auf das Tier erhascht. »Ein Krokodil«, erwiderte er mit heiserer Stimme. »Etwa vier Meter lang.«

»Wir müssen etwas tun. Vielleicht schmecken ihm Göttinnen zum Frühstück!«

Ihre natürliche Reaktion war, aufzustehen und zu rufen, irgend etwas zu tun, um das Mädchen aus dem Wasser zu holen, aber der Mann am anderen Ende der Lichtung sah aus, als ob er nicht mit sich spaßen ließe. Vielleicht würde er ihre wohlgemeinte Warnung als kriegerische Absicht mißdeuten, und dann konnte leicht jemand verletzt oder getötet werden, besonders wenn diese Fremden es gewesen waren, die ihre aggressiven Gefühle an Lager Eins ausgelassen hatten. Es wäre doch wirklich eine Ironie des Schicksals, wenn ein heftiger Kampf entbrennen würde, nur, weil sie versucht hatten, jemanden das Leben zu retten. Er wußte nicht, was sie tun sollten.

»Himmel, wir können doch nicht einfach zusehen...« Aber noch während Tom sprach, war das Problem gelöst.

Der Mann am anderen Ende der Lichtung stand auf und betrachtete aufmerksam die Oberfläche des Teiches. Dann bückte er sich plötzlich, nahm einen der Speere auf und wog ihn abschätzend in der Hand. Er hatte das Krokodil also gesehen. Avery seufzte vor Erleichterung auf.

Das Merkwürdige war nur, daß der Fremde nicht die geringsten

Anstalten machte, seine Gefährtin zurückzurufen. Er ließ sie ruhig weiterplanschen und sich vergnügen. Sie bemerkte das



Krokodil erst, als es nur wenige Meter von ihr entfernt war, und noch merkwürdiger war, daß sie keine Angst zu haben schien. Anstatt sofort zum Rand des Teiches zu stürzen, blickte sie nur zu dem Mann hin, der leicht mit dem Kopf nickte, deutete auf das Krokodil, trat Wasser und wartete.

Sie brauchte nicht lange zu warten. Der Arm des Mannes schwang zurück, und dann flog der Speer durch die Luft und durchbohrte keine zwei Meter von der Frau entfernt die Wasseroberfläche. Offensichtlich hatte er sein Ziel gefunden, denn er ragte zitternd aus dem Wasser wie der Mast eines sinkenden Schiffes. Dann tauchte das Krokodil aus dem Wasser auf, die Kiefer vom Speer durchbohrt.

Der zweite Speer traf das Krokodil in den weichen Bauch. Wild schlug das Tier im Todeskampf um sich und peitschte das Wasser auf. Ruhig schwamm die Frau aus der unmittelbaren Nähe des Tieres fort, dann wandte sie sich wieder um und beobachtete mit sichtlichem Vergnügen das grausige Schauspiel.

Als das Krokodil endlich tot war, schwamm sie zurück und zog mit einiger Anstrengung die beiden Speere heraus. Dann kehrte sie damit ans Ufer zurück. Der Mann half ihr aus dem Wasser. Sie redeten und lachten miteinander und zeigten auf das still im Wasser treibende Krokodil. Aus irgendeinem Grund, der über Averys Verständnis ging, schienen sie die ganze Angelegenheit äußerst spaßig zu finden. Schließlich wandten sich die beiden ab und gingen den Weg zurück, den sie gekommen waren.

»Mein Gott, hast du das gesehen!« flüsterte Tom beeindruckt. »Tarzan und Jane. Wer hätte gedacht, daß es so etwas wirklich gibt?«

»Hm«, machte Avery und meinte dann nachdenklich: »Das könnte eine einmalige Gelegenheit sein, herauszufinden, wo sie leben.«

»Einmalig vielleicht, aber auf jeden Fall gefährlich«, bemerkte Tom. »Die Art, wie er mit dem Speer umging, hat mir

großen Respekt eingeflößt. Ich möchte ungern so ein Ding verpaßt bekommen. Außerdem können wir wohl kaum als geräuschlose Fährtenmacher gelten.«

»Vielleicht hast du recht, und außerdem sind wir jetzt lange genug vom Lager fortgewesen.«

Sie suchten noch eine gute Stunde nach Obst und kamen dann bei einem Felstümpel am Strand heraus.

»Oh, dem Himmel sei Dank«, rief Avery, »jetzt können wir den Frauen doch etwas mitbringen.« Er kniete neben dem Tümpel nieder.

»Wieso, was gibt's denn da?«

Avery deutete auf die dicken Steine, die aber keine Steine waren. »Sieh dir das mal näher an, alter Junge!«

»Krabben!« rief Tom erfreut.

In wenigen Minuten hatten sie ein halbes Dutzend herausgeholt.

»Das Problem ist nur, wie wir sie nach Hause transportieren«, sagte Avery.

»Problem gelöst«, erklärte Tom und zog sein Hemd aus. »Wenn Löcher hineinkommen, kann Mary Hausfrau spielen und sie wieder stopfen.«

Stolz kehrten sie mit ihrer kostbaren Beute ins Lager zurück. Sie erzählten zunächst nichts von dem Vorfall am Teich bei dem Wasserfall, aber als sie nach dem Abendessen gemütlich um das Feuer saßen, kam das Gespräch dann doch darauf. Barbara holte eine Flasche Whisky und Becher. Sowohl Tom als auch Avery nahmen dankend einen Schluck Whisky an.

»Angenommen«, begann Mary plötzlich, »wir wären zwei verschiedene Gruppen von Versuchskaninchen hier auf diesem Planeten — sie und wir. Ich habe da so eine Theorie.«

»Und die wäre?«

»Die goldenen Leute«, erwiderte Mary. »Da ich die einzige von uns bin, die sie gesehen hat, bin ich wohl auch die einzige, die an ihre Existenz glaubt. Aber irgend jemand muß ja

schließlich auch unser Lager Eins verwüstet haben, und ich glaube, daß sie es waren.

Tom wollte gerade etwas sagen, aber Avery bedeutete ihm, zu schweigen. »Erzähle uns mehr über diese Theorie«, bat er.

»Nun, viel mehr gibt es da nicht«, fuhr Mary fort. »Ich glaube nur, daß hier zwei — oder vielleicht sogar noch mehr — Gruppen als Versuchskaninchen ausgesetzt wurden, und daß wir eine Gruppe davon sind.«

»Also meinst du, daß hier ein großangelegtes Experiment im Gange ist?«

»Ach, sei doch nicht so pedantisch, Richard«, warf Barbara ein. »Das wissen wir doch inzwischen alle, daß hier ein Experiment im Gange ist. Selbst Tom hat seine Idee vom Reklamegag aufgegeben, als er zwei Monde am Himmel entdeckte. Man wird uns nicht gerade eine Reise durch Lichtjahre hindurch machen lassen, um uns eine tropische Erholungskur zu verschaffen.«

»Schon gut, Darling, du hast ja recht«, lächelte Avery. »Die Frage...«

»Du hast mich Darling genannt«, rief Barbara.

»Verzeihung, es ist mir nur so herausgerutscht.«

»Ich hoffe, das kommt öfter vor!«

Avery grinste verlegen und nahm einen kräftigen Schluck Whisky. »Wo war ich doch stehengeblieben... ach ja, die Frage ist nur, weshalb?«

»Um zu sehen, wie wir leben«, schlug Mary vor.

»Das hätten sie auch in London haben können«, erwiderte Avery. »Nein, ich glaube, man will herausfinden, wie wir uns unter völlig anderen Bedingungen verhalten — ob wir dann überlebensfähig sind.«

»Möglich«, gab Tom zu, »aber bis jetzt ist noch niemand erschienen, um uns auf unseren Zustand zu untersuchen, oder hat uns gebeten, Fragebogen auszufüllen.«

»Dazu komme ich später«, sagte Avery. »Wenn Marys

Theorie stimmt — und es spricht eigentlich nichts dagegen — und wenn man tatsächlich noch eine oder mehrere andere Gruppen in unserer Nähe abgesetzt hat — wofür einiges spricht —, dann wird die Situation etwas kompliziert. Vielleicht wollten uns unsere unsichtbaren Wissenschaftler mit etwas Konkurrenz versorgen.«

Mary blickte Tom und Richard forschend an. »Ihr verheimlicht uns etwas«, sagte sie dann. »Ihr wißt irgend etwas oder habt etwas gesehen, wovon ihr uns nichts erzählt habt.«

»Ja«, gab Avery zerknirscht zu. »Tom, erzähle ihnen von heute nachmittag. Ich muß euch dann auch noch etwas erzählen. Ich glaube, es ist doch besser, wenn alle über alles Bescheid wissen.«

Tom berichtete kurz, was sie am Nachmittag erlebt hatten.

Barbara schauderte und warf noch ein wenig Holz auf das Feuer, als Tom seinen Bericht beendet hatte. »Ich wünschte fast, ihr hättet uns in wohltuender Ahnungslosigkeit belassen«, sagte sie ruhig. »So, wie Tom diese Menschen beschreibt, bin ich fast geneigt zu glauben, daß es sich um eine Super-Rasse handelt.«

»Das ist auch meine Ansicht«, meinte Tom. »Je mehr ich darüber nachdenke, desto überzeugter werde ich, daß diese Leute nicht von der Erde sind.«

»Sie könnten ja auch Eingeborene sein«, bemerkte Avery. »Sie könnten hierher gehören! In diesem Fall — wenn wir hier Eindringlinge sind — wäre es auch zu verstehen, daß sie unser Lager überfallen haben.«

»Nein«, wies Mary diese These merkwürdig entschieden zurück. »Dieser Planet ist neutrales Territorium. Wir sind alle hergebracht worden — wir, sie und alle anderen, die hier noch sein mögen.«

»Woher weißt du das so sicher?« fragte Avery interessiert.

In typisch weiblicher Manier wurde Mary nun ziemlich vage. »Weil es so besser paßt. Irgendein System muß doch da

sein. Oh, ich kann es nicht erklären, aber mir kommt es so vor, als ob die Leute, die uns hergebracht haben, durch eine Art himmlisches Guckloch beobachten, was hier vor sich geht. Ich weiß nicht, ob ihr das verstehen könnt.«

»Doch, ich verstehe es schon, aber es sagt mir nicht sehr zu«, erklärte Avery.

»Da wir gerade bei überraschenden Eröffnungen sind«, wandte sich nun Barbara an ihn, »glaube ich, daß du auch noch etwas dazu beizutragen hast.«

Avery beschrieb ihnen die goldene Kugel, die er gesehen hatte, und wie sie mit dem Geräusch zersplitternden Glases verschwunden war, ohne auf dem Sand auch nur die geringste Spur zu hinterlassen.

»Das wird ja immer verrückter!« rief Tom. »Hast du das auch nicht geträumt?«

»Vielleicht war es eine Art von Ballon«, meinte Mary, »mit einer Kamera oder irgend etwas im Innern.«

»Ja«, erwiderte Avery spöttisch, »ein Ballon mit der Oberflächentemperatur geschmolzenen Metalls, und dazu noch einer, der mir nichts dir nichts verschwindet!«

Eine Weile herrschte bedrücktes Schweigen; jeder hing seinen eigenen Gedanken nach, bis Avery aufstand und aus dem Zelt den Plattenspieler und Platten holte.

»War das deiner unten auf der Erde?« fragte Barbara.

»Nein, ich hatte einen größeren. Ich habe Musik sehr gern, und ich nehme an, unsere unbekannten Freunde wollten mir damit einen Gefallen tun.«

Er kurbelte den Motor an und legte eine Platte auf — einen Querschnitt aus »My Fair Lady«.

Schweigend lauschten sie den Melodien, und langsam löste sich die Spannung.

Avery hielt Barbara seine Hand hin, und sie legte die ihre hinein. Tom und Mary saßen bereits eng zusammen, um in der Nähe des anderen Trost zu finden.

Nach jenen ersten hektischen Tagen kam eine Zeit relativer Ruhe, eine Zeit des Einlebens und der Erholung. Das bedeutendste Ereignis in diesen Tagen war, daß Tom und Richard eine ganze Kolonie von den Kaninchantypen aufstöberten. Die Tiere lebten unter der Erde, wie die Erdenkaninchen auch, aber sie konnten schwimmen und auf Bäume klettern. Die Kolonie befand sich etwa eine halbe Meile landeinwärts am Ufer des Baches, der Lager Zwei mit Wasser versorgte. Über eine Strecke von fünfzig Metern war das Ufer mit Kaninchantypplöchern übersät. Die Tiere waren noch weniger intelligent als ihr Gegenstück auf der Erde. Die beiden Männer machten die Erfahrung, daß es am einfachsten war, sie mit Steinen von den Bäumen herunterzuschlagen. Avery stellte sich am Baumstamm auf, während Tom mit Steinen nach dem Kaninchantyp warf. Traf er, fiel das Tier leicht benommen herunter, und beide Männer stürzten sich darauf, bevor es noch Zeit hatte, sich zu erholen. Ging der Wurf daneben, so kletterte das aufgeschreckte Kaninchen unweigerlich rückwärts den Baumstamm hinunter, wo Avery es in Empfang nahm.

Auf diese Weise hatten die Männer das Hauptnahrungsproblem gelöst, denn, wenn nötig, konnten sie für ziemlich unbegrenzte Zeit von Kaninchenfleisch und Obst leben.

Lager Zwei gab ihnen das Gefühl der Sicherheit, obgleich sie weiterhin Nachtwache hielten. Das Lager würde zwar schwierig zu überfallen sein, aber es war nicht unbezwingbar, und sie wollten sich nicht überraschen lassen. Die notwendige Arbeit wurde jetzt zumeist am Morgen erledigt, so daß die Nachmittage und Abende frei waren.

Avery wurde immer noch von Wissensdurst verzehrt, die

Beschaffenheit der Umwelt, in die man sie versetzt hatte, zu erforschen, aber seine anfängliche Ungeduld wurde durch die Erkenntnis gedämpft, daß ihr Aufenthalt — wenn sie nicht gar für immer hierbleiben mußten — ein ziemlich langer werden würde. Die Erforschung des Landes konnte also noch warten, bis sie sich besser in ihre neue Lage eingelebt hatten. Avery war vor allen Dingen bemüht, jede Begegnung mit den ›goldenen Leuten‹ zu vermeiden, solange dies eben zu vermeiden war, da zu befürchten stand, daß der Ausgang einer Begegnung nicht gerade harmonisch verlaufen würde.

Avery war immer wieder fasziniert, wenn er an die psychologische Entwicklung innerhalb ihrer kleinen Gruppe dachte. Sie waren sich als vollständig Fremde begegnet und hatten sich doch innerhalb von drei Tagen zu zwei Paaren zusammengefunden, denn ohne Zweifel hatte er ein ganz besonderes Verhältnis zu Barbara, so wie Tom zu Mary. Man konnte es nicht gerade als Liebe bezeichnen, aber es war ein gegenseitiges Verstehen, das beiden Partnern Kraft und Trost spendete.

Mitunter, in den ersten Wochen, hatte sich Avery oft gefragt, ob zwischen Tom und Mary inzwischen sexuelle Beziehungen bestanden, aber wenn er sie morgens ansah, bemerkte er in ihrem Verhalten keinerlei Veränderung, die auf eine solche Vertrautheit schließen ließ. Im Augenblick war ihr Bedürfnis füreinander wohl mehr geistiger als körperlicher Natur, weil sie allein waren und sich in einer fremden Welt zurechtfinden mußten, dachte Avery.

So jedenfalls waren seine Empfindungen, was sein Verhältnis zu Barbara anbetraf. Wenn Barbara sich des Nachts an ihn drängte und er ihr Verlangen spürte, schämte er sich über die Reaktion seines eigenen Körpers — er empfand es wie einen Verrat an Christine. Verstandesmäßig wußte er, daß es lächerlich war und daß er Christine im Sinne absoluter Treue längst verraten hatte — jeden Abend, wenn er mit Barbara ins Bett ging, jedesmal, wenn er ihr zulächelte. Er wußte, daß er die

Erinnerung an Christine wie eine Barriere zwischen sich und jeder normalen menschlichen Beziehung errichtet hatte, aber er war nicht fähig, diese Barriere niederzureißen und Barbara entgegenzukommen.

Barbara war geduldig, zärtlich und beklagte sich nicht. Manchmal war sie sogar merkwürdig mütterlich zu ihm, und dann haßte er sich noch mehr.

Die tägliche Routine in Lager Zwei begann kurz nach Tagesanbruch. Am frühen Morgen war die Luft klar und kühl, obgleich sie bereits die kommende Hitze ahnen ließ. Wer immer die letzte Wache gehalten hatte, bereitete das Frühstück, während die anderen mit dem Segeltuch-Eimer zum Bach gingen, um Wasser zu holen. Beim Frühstück wurden auch alle Pläne und Vorhaben besprochen, von denen die meisten in absehbarer Zeit noch gar nicht verwirklicht werden konnten. Sie wollten ein Boot bauen, Möbel für das Lager, später vielleicht sogar ein Haus.

Das Frühstück war die Zeit des Tages, wo Wirklichkeit und Träume miteinander verschmolzen.

Nach dem Frühstück — ohne Eile, da man ja keine Bahn erreichen, in keinem Büro, keinem Studio, keiner Schule pünktlich zu erscheinen brauchte — machten sich Barbara und Mary an die ›Hausarbeit‹: Zelte säubern, Schlafsäcke auslüften, waschen und nähen, Abfall fortschaffen und dergleichen, während Avery und Tom den Holzvorrat für das abendliche Feuer auffüllten und dann auf die Jagd, zum Fischen oder auf Obstsuche gingen. Bis jetzt beschränkte sich das Angeln auf den kleinen Fluß — mittels einer Schnur und eines Hakens —, und Tom entwickelte darin eine große Geschicklichkeit. Die Fische, die sie fingen, nie schwerer als zwei oder zweieinhalb Pfund, schmeckten ähnlich wie Lachs. Natürlich machten die vier Menschen Pläne, auch aufs Meer hinaus zum Fischfang zu gehen, aber dazu benötigten sie ein Boot und etwas Wirksameres als Schnur und Haken.



Tom war der erste, der vorschlug, Waffen anzufertigen, denn die vier Messer und zwei Äxte würden ja nicht ewig brauchbar sein, und für den Revolver besaßen sie nur noch vierunddreißig Patronen.

Zunächst versuchten sie einen Speer anzufertigen, wie sie ihn bei den goldenen Leuten gesehen hatten. Sie schlugen das Holz mit den Äxten, schnitzten mit den Messern und glätteten es mit rauen Felssteinen. Das Ergebnis konnte jedoch nicht als Erfolg betrachtet werden. Der Speer war falsch ausbalanciert oder die Spitze nicht kräftig genug, und schließlich gaben sie das Speer-Projekt ganz auf.

Dann hatte Avery eine bessere Idee. Tom und er hatten eine bemerkenswerte Fertigkeit im Umgang mit den Äxten erworben. Tom war es sogar gelungen, einen kleinen, aber sehr aggressiven Affen-Bären damit zur Strecke zu bringen, indem er die Axt so geschickt schleuderte, daß sie sich in das Genick des unglücklichen Tieres grub. Avery fand also gerade im Hinblick auf diese Leistung, daß die Herstellung von Wurfbeilen eine bessere Lösung des Problems bot als Speere oder gar so ein komplizierter Mechanismus wie eine Armbrust.

Sie nahmen dazu die besten Steine her, die zu finden waren — einen grauen metallischen Stein, der vielfach am Strand anzutreffen und leicht zu bearbeiten war. Die Steine wurden rechteckig zugeschliffen, etwa sieben mal fünfzehn Zentimeter, und mit Lederriemen an dem harten, geschlitzten Holzschaft befestigt. Die Riemen waren aus getrockneter Kaninchentypshaut hergestellt.

Diese neue Waffe war weit wirksamer noch, als sie zu hoffen gewagt hatten. Tom verbesserte sie später, indem er das Kopfende des Schaftes zu einer Picke spitzte. Nach langem Üben entwickelten sie sogar eine Wurftechnik, die es ihnen ermöglichte, nach Wunsch mit der Schneide des Beils oder mit der Picke zu treffen.

Sie fertigten acht solcher Tomahawks an und brachten dann

Mary und Barbara bei, sie zu gebrauchen. Danach waren sie etwas zuversichtlicher bei dem Gedanken an einen möglichen kriegerischen Zusammenstoß mit den goldenen Leuten. Falls diese Begegnung nicht gerade auf freiem Platz stattfand, konnten die Tomahawks eine ebenso wirksame Waffe sein wie Speere und Armbrüste. Allerdings betrug ihre Reichweite nicht mehr als etwa fünfundzwanzig Meter.

Wenn die Routinearbeiten erledigt waren, sie zu Mittag gegessen hatten und die Mittagshitze ihren Arbeitseifer erlahmen ließ, faulenzten sie — manchmal allein, manchmal zusammen.

Kurze Siestas kamen in Mode, für gewöhnlich gefolgt von einem Bad in der See. Tom und Avery hatten die kleine Bucht sorgfältig untersucht. Das Wasser war flach — nirgends tiefer als anderthalb Meter —, bis der Grund etwa vierzig Meter vom Strand entfernt steil abfiel. Dort, wo das tiefe Wasser begann, brachten sie einige Holzbojen an, die mit Seilen an schweren Steinen befestigt waren, die auf dem Grund lagen. Baden war ungefährlich, solange die Schwimmer sich auf der Strandseite der Bojen aufhielten.

Außer Krebsen, die eher unangenehm als gefährlich waren, gab es nur noch einen unerquicklichen Meeresbewohner, der die Bucht hin und wieder aufsuchte — ein wunderschöner, schillernder Regenbogenfisch, der ganz harmlos aussah und in seiner langen schlanken Antenne, die ihm aus dem Kopf wuchs, eine beachtliche elektrische Spannung besaß. Avery machte als erster damit Bekanntschaft. Spielerisch jagte er hinter dem Regenbogenfisch her und erwartete, daß dieser flüchten würde. Statt dessen wandte der Fisch sich um und entlud seine Spannung.

Der elektrische Stoß lähmte Avery fast, aber glücklicherweise war Barbara in der Nähe, um ihm an den Strand zu helfen. Danach machten sie um jeden Regenbogenfisch, der sich in der Bucht sehen ließ, einen großen Bogen.

Da keiner von ihnen einen Badeanzug besaß, hatten sie sich

zunächst mit Unterwäsche beholfen, aber dann warfen sie alle Hemmungen über Bord und schwammen nackt. Bald waren ihre Körper schlank, muskulös und braun geworden.

Mary war eine eifrige Tagebuchschreiberin. Auf der Erde hatte sie über zehn Jahre lang Tagebücher geführt. Die umsichtigen und rätselhaften *Sie* hatten Marys Tagebücher nicht vergessen, die ihren kostbarsten Besitz darstellten. *Sie* hatten sogar daran gedacht, Mary ein neues Fünf-Jahre-Tagebuch mitzugeben.

Avery versuchte, der Tatsache, daß es ein Fünf-Jahre-Tagebuch war, eine besondere Bedeutung beizumessen, aber Marys letztes Tagebuch war auch eines für fünf Jahre, also bewies dies gar nichts.

Als Mary jedenfalls eines Nachmittags ihr Tagebuch wieder vornahm, wurde sie offiziell zum Lager-Geschichtsschreiber ernannt. Von nun an waren ihre Einträge nicht mehr rein persönlich, sondern der offizielle Tagesbericht der Gruppe.

Der erste Eintrag, den Mary am ersten Abend auf dem neuen Planeten gemacht hatte, lautete: *Irgendwie bin ich zusammen mit drei völlig Unbekannten in einen verrückten Traum verwickelt. Hoffe, daß ich bald aufwache. Ich habe schreckliche Angst.*

Jetzt waren sie jedoch keine völlig Unbekannten mehr füreinander, und der Traum war zur Wirklichkeit geworden, während die Erde selbst immer mehr zu einem Traumgebilde wurde. Die Angst war geblieben, aber sie war nicht mehr so groß. Außerdem wurde sie aufgewogen durch Kameradschaft, wachsendes Vertrauen und den bestrickenden Zauber des fremden Landes, der See und des blauen Himmels.

Auf der Erde war Barbara eine eifrige Leserin von Kriminalromanen gewesen, und ihr Koffer enthielt etwa fünfzig ausgesuchte Taschenbücher, von denen sie die meisten zwar schon kannte, aber sie las sie immer wieder, und die anderen auch.

Es waren weder die Handlung noch die Personen, die sie in-

teressierten, sondern die Umgebung, die Beschreibungen von Städten, Geschäften, Theatern, Restaurants, Wohnungen, Villen und Kleidern, die sie immer wieder fesselten. Sie erfanden sogar ein Spiel mit den Charakteren der Romane, das sie »Untersuchung« nannten. Tom, der sich früher für Autos interessiert hatte, bestimmte, welche Wagentypen zu den jeweiligen Charakteren paßten, Barbara bestimmte ihre Garderobe, Mary die Art der Unterhaltung, die sie bevorzugen mochten, und Avery entwickelte ihre Lebensgewohnheiten und Handlungen.

So ging die Zeit dahin, und allmählich begannen sie sich an das neue Leben zu gewöhnen. Mehr Zeit verging, und jeder machte für sich erstaunliche Entdeckungen:

Verzweiflung wich Lebensfreude. Die Trauer um Verlorenes wurde gemindert von der Befriedigung über Neuerrungenes. Und die Einsamkeit verflüchtigte sich wie Morgennebel.

## 16

Eines Morgens, als Tom und Richard sich auf einem Jagdausflug im Landinneren befanden, schnitt Tom ein Problem an, das ihn offensichtlich seit einiger Zeit beschäftigte. Sie saßen auf einem umgestürzten Baum, um sich auszuruhen, und Avery schnitzte ein Muster in den Griff seines Lieblingstomahawks.

»Ich hoffe, Alter, daß wir uns inzwischen gut genug kennen, daß du mir nicht so leicht etwas übelnimmst«, begann Tom.

Avery blickte ihn neugierig an. Tom sagte jetzt nur noch ›Alter‹, wenn er besonders nervös war.

»Wir kennen uns auch gut genug, um nicht lange um den heißen Brei herumzureden«, bemerkte Avery. »Was gibt's denn für ein Problem?«

»Impotenz«, sagte Tom rasch.

»Wie bitte?«

»Ich sagte Impotenz... ich kann nicht mit Mary...«

»Oh, Entschuldigung, ich hatte dich akustisch nicht verstanden.« Ingeheim dachte Avery: Hier, meine Damen und Herren, haben wir den Garten Eden, nur, daß es mehr Neurosen als Äpfel gibt.

Die folgende Stille verwirrte den armen Tom — er hatte etwas mehr als nur eine unverbindliche Bemerkung erwartet. »Es würde mir vielleicht helfen, zu wissen, ob du und Barbara...«, fuhr er verzweifelt fort.

»Möglich, aber ich fürchte, ich muß dich enttäuschen. Barbara und ich haben nicht... nun, nicht in diesem Sinne.«

»Warum denn nicht?« fragte Tom überrascht. »Magst du sie denn nicht genügend?«

»Ich mag sie sehr gern«, fuhr Avery auf. »Vielleicht ist gerade das der Grund... Du bist hier nicht der einzige schwierige Fall, weißt du?«

»Du hast nicht mit ihr geschlafen«, wiederholte Tom kopfschüttelnd.

»Nein, aber nicht, weil ich nicht kann, auch nicht, weil ich nicht will, sondern weil es ein Mädchen Christine gibt, das bereits vor langer Zeit starb, und ich die eigenartige Gewohnheit angenommen habe, sie nicht sterben zu lassen, wenn du verstehst, was ich damit meine.«

»Irgendwann mußt du das wohl mal überwinden«, sagte Tom, »sonst werdet ihr beide verrückt. Was machst du jetzt?«

»Ich gebe Barbara einen Gutenachtkuß und schlafe ein, indem ich an Christine denke...« Avery wurde wütend.

Tom zuckte die Achseln. »Arme Barbara.«

»Jawohl, arme Barbara! Aber wenn ich mich recht erinnere, wollten wir eigentlich über deine Impotenz sprechen.«

»Wir wollen die ganze Sache vergessen, Alter«, sagte Tom abwesend. »Ich wußte nicht, daß es dich so aufregen würde.«

Plötzlich ließ Averys Gereiztheit nach, und er wollte es wieder gutmachen. »Es tut mir leid, Tom. Ich bin dir wirklich kei-

ne große Hilfe. Hast du eine Ahnung, was diese Impotenz verursacht, oder ist sie dir ein Rätsel?«

»Ich glaube, es ist Zärtlichkeit... und eine Geschichte von Pornographie...« Es war das erste Mal seit langer Zeit, daß Tom seine Privatsammlung erwähnte.

Avery legte ihm die Hand auf die Schulter. »Das mußt du schon etwas näher ausführen, alter Junge. Ich tappe völlig im dunkeln.«

Tom holte tief Luft. »Die Schwierigkeit ist... ich glaube, ich liebe Mary.«

»Gratuliere! Dann gibt es doch gar kein Problem.«

»Sei nicht dumm«, fuhr Tom auf, »das ist doch gerade das Problem. Endlose Jahre waren für mich Liebe und Sex zwei völlig verschiedene Dinge. Verstehst du, was ich meine? Sex war eine schmutzige Angelegenheit und Liebe etwas, worüber man nur in Büchern liest. An wirkliche Liebe habe ich wohl nie recht geglaubt.« Er schluckte schwer und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Dieses Geständnis fiel ihm nicht gerade leicht. »Die Schwierigkeit liegt nun darin, daß ich für Mary sehr viel Zärtlichkeit empfinde. Ich achte sie — wie, zum Teufel, kann ich ihr also so etwas antun...«

»Da wäre noch etwas«, sagte Avery sanft, und er verspürte auf einmal eine herzliche Zuneigung zu Tom. »Wie, glaubst du, daß Mary zu dir steht?«

»Sie ist immer sehr liebevoll zu mir«, erwiderte Tom. »Ich glaube, das arme Mädchen hat mich wirklich gern. Vielleicht liebt sie mich sogar. Sie gibt mir sehr viel.«

Plötzlich fühlte sich Avery alt — sehr alt. »Dies ist der Fall vom Blinden, der versucht, einen Hilflosen zu führen«, sagte er schließlich. »Aber wir wollen es wenigstens versuchen. Es gibt eine Menge verschiedener weiblicher Rollen: Kind, Jungfrau, Hure, Schwester, Frau und Mutter. Meiner Ansicht nach möchten Frauen — oder die meisten Frauen — von jeder Rolle etwas verkörpern, und ich glaube, daß Mary auch nicht anders

ist. Bei dir liegt die Schwierigkeit darin, daß du meinst, du dürftest sie nur lieben und achten. Verdammt, inzwischen muß sie doch gemerkt haben, daß du sie achtest. Was sie jetzt will, ist, daß du sie ganz besitzt. Ich weiß ein gutes Hilfsmittel — Barbaras Whisky. Strikte ärztliche Verordnung. Drei Schuß Whisky für dich und einen für Mary.«

»Aber...«

»Kein Aber! Heute abend werde ich mit Barbara einen langen Strandspaziergang machen, und wenn wir zurückkommen, übernehmen wir die erste Wache. Mit ein bißchen Glück und dem Whisky sollte es schon klappen, die Natur wird dann den Rest besorgen.«

»Ich kann es nicht«, sagte Tom, »nicht bei Mary.«

»Natürlich kannst du, und verdammt noch mal, du wirst es auch tun«, schimpfte Avery. »Oder ich erzähle Mary von deinen lächerlichen Hemmungen!«

»Nun mal langsam, Alter«, schrie Tom hitzig, »du wirst etwas zu persönlich!«

Als Avery zu lachen anfang, erhob sich Tom würdevoll und ging, ohne ein Wort zu sagen, davon. Während des ganzen Rückweges zum Lager sprachen die beiden kein Wort miteinander, und das Mittagessen verlief ziemlich gespannt. Die beiden Frauen blickten forschend von einem zum anderen und vermuteten einen ernsthaften Streit.

Am Abend jedoch ging Avery mit Barbara spazieren, wie er versprochen hatte. Die Nacht war so warm, daß sie sich zu einem Bad im Mondlicht entschlossen.

Als sie schließlich zu ihrer Felsenfestung zurückkehrten, hatten sich Tom und Mary bereits zurückgezogen. Barbara war überrascht, denn Richard hatte ihr nichts verraten. Überhaupt war er den ganzen Abend über ziemlich schweigsam gewesen, und Barbaras Versuchen, etwas über die vermeintliche Differenz zwischen ihm und Tom herauszubekommen, war er geschickt ausgewichen.

Avery bemerkte sogleich die beiden leeren Becher am Lagerfeuer. Befriedigt roch er daran.

»Wenn du Schlafengehen willst«, sagte er zu Barbara. »Ich übernehme die erste Wache.«

Barbara war argwöhnisch. »Irgend etwas geht hier doch vor... Was, zum Teufel, ist es, Richard?«

»Nichts, meine Gute. Ich werde Wache halten, und du gehst schlafen.«

»Was wir tun, tun wir zusammen«, sagte Barbara fest. »Und ich will wissen, was hier vor sich geht.«

»Du wirst es schon noch rechtzeitig erfahren. Ach was, laß uns auch zu Bett gehen. Für eine Nacht lassen wir mal Vorsicht Vorsicht sein.«

Barbara gähnte. Sie machte keinen Einwand. Es war auch schon lange her, seit sie zum letzten Mal mit den goldenen Leuten in Berührung gekommen waren. Stumm folgte sie Avery ins Zelt.

Am nächsten Morgen genügte ein einziger Blick auf Mary, um sowohl Avery als auch Barbara klarzumachen, daß in der Tat etwas geschehen war. Mary sah nicht im üblichen Sinne strahlend aus, wie man es nach einem solchen Ereignis gemeinhin von Frauen erwartet, aber ein wenig überrascht, etwas müde und irgendwie zufrieden.

Tom sah verlegen und insgeheim stolz aus.

Barbara hatte mit ihrem weiblichen Instinkt bald heraus, was geschehen war, und Avery wußte es bereits. Als er die beiden verstohlen betrachtete, spürte er plötzlich Neid und ein gewisses Schuldgefühl. Er blickte Barbara an und sah, daß auch sie die beiden beneidete, und plötzlich wünschte er sich, sie in seinen Armen zu halten. Statt dessen tat er so, als ob er nichts bemerkt hätte.

Arzt, heile dich selbst, dachte er bei sich.



Eine Woche nach Toms und Marys ›Hochzeit‹, wie Avery es bei sich nannte, begegneten sie einem der goldenen Leute — einer Frau. Wenn diese Begegnung auch weder positiv noch eigentlich negativ verlief, so sollte sie doch den goldenen Leuten gezeigt haben, daß die Bewohner von Lager Zwei keine kriegerischen Absichten hegten.

Eines Nachmittags waren Tom und Avery landeinwärts gewandert, um eine seltene Art von Frucht — ein Mittelding zwischen Grapefruit und Kokosnuß — zu suchen, die sie alle sehr gern aßen.

Der Baum, auf dem diese seltene Frucht wuchs, war noch merkwürdiger als die Frucht selbst. Er stand auf Stelzen, oder vielmehr auf Dutzenden zäher weißer Wurzeln, die sich hoch über den Boden erhoben und dann zu dem kurzen Baumstamm hinbogen. Aus der Ferne gesehen machte er den Eindruck, als stünde er auf einem altmodischen, über zwei Meter großen Vogelkäfig.

Avery und Tom hatten ein halbes Dutzend dieser Bäume ausfindig gemacht und gingen von Zeit zu Zeit hin, um die reifen Früchte zu ernten. Offensichtlich waren sie jedoch nicht die einzigen Liebhaber dieser Frucht, wie sie bald feststellen sollten.

Die Wurzeln der Vogelkäfigbäume waren zwar stark, aber dünn und schlüpfrig, so daß es ziemlich schwierig war, zum Baum selbst hinaufzuklettern. Wenn man mit einem Fuß ausrutschte und zwischen zwei Wurzelstränge geriet, mußte man die zähen Wurzeln auseinanderbiegen, um den Fuß wieder frei zu bekommen oder vorsichtig bis zur Erde herunterrutschen, in der Hoffnung, daß der Zwischenraum zwischen den Strängen

dort etwas breiter war, wenn man niemanden bei sich hatte, der einem helfen konnte.

Genau das war der goldenen Frau passiert — ihr Fuß hatte sich in den Wurzeln verfangen, und am Boden waren sie an dieser Seite des Baumes fast so dicht verstrickt wie weiter oben.

Tom und Avery fanden sie hilflos auf dem Boden sitzend, als sie zu dem größten der Vogelkäfigbäume kamen, den sie kannten. Neben ihr lag eine kleine Armbrust und ein selbstgebastelter Korb mit einigen Vogelkäfig-Früchten.

Glücklicherweise waren Tom und Avery noch ziemlich entfernt, als sie die Frau entdeckten, denn diese griff sofort nach ihrer Armbrust und einem der kurzen Pfeile, die an der Seite hingen.

»Hinlegen«, schrie Avery — gerade rechtzeitig. Er und Tom warfen sich in das dichte Gras, und fast gleichzeitig schwirrte ein Pfeil über ihre Köpfe hinweg.

»Mordlustiges Weib«, sagte Tom. »Auf diese Weise kann ein harmloser Mensch zu Schaden kommen. Was macht sie da überhaupt?«

»Ihr Fuß hat sich in den Wurzeln verfangen.«

»Geschieht ihr recht. Lassen wir sie dort schmoren. Ihr Freund wird schon nach ihr sehen, wenn sie zum Essen nicht nach Hause kommt.«

Avery schüttelte den Kopf. »Nein, die Gelegenheit ist viel zu günstig. Wenn wir ihr helfen können, begreift sie vielleicht, daß wir harmlos und freundlich sind.«

»Na, nach dem zu urteilen, was diese Menschen mit Lager Eins veranstaltet haben, möchte ich wetten, daß es in ihrem Vokabular überhaupt kein Wort für Freundschaft gibt.« Er lachte grimmig. »Du würdest jedenfalls eine ziemlich dumme Figur machen, wenn du ihr mit drei Pfeilen im Bauch zu Hilfe eilen wolltest.«

»Dafür gibt es eine Lösung«, gab Avery zurück. »Wir wer-

den sie schon dazu bekommen, all ihre Munition aufzubrauchen.« Er richtete sich auf und ließ sich sofort wieder ins Gras fallen. Ein Pfeil schwirrte über ihn hinweg. »Rutsch etwas von mir fort, Tom. Jetzt bist du an der Reihe.«

Tom fluchte, aber er kroch ein paar Meter nach rechts, erhob sich auf die Knie und warf sich rasch wieder zu Boden. Der nächste Pfeil kam.

Avery wartete einen Augenblick, dann wiederholte er das Spiel. Diesmal kam jedoch kein Pfeil.

Tom versuchte es auch ein zweites Mal, aber kein Pfeil kam. »Was tun? Sie hat uns durchschaut«, sagte er.

»Wir werden ja sehen.« Avery hob vorsichtig den Kopf über den Rand des Grases.

Die Frau hatte noch einen Pfeil und hielt den Bogen gespannt, aber sie schoß ihn nicht ab. Vorsichtig richtete Avery sich auf. Und dann schwirrte der Pfeil heran. Avery hatte Glück, der Pfeil verfehlte ihn nur um Haaresbreite. Sein Herz hämmerte wie wild, als er auf dem Boden aufschlug.

»Da hast du es, alter Junge«, grinste Tom. »Brüderschaft ist nicht erwünscht.«

Avery war jedoch entschlossen, nicht aufzugeben. »Ich glaube, sie hat nur noch einen Pfeil.«

Avery wartete zwei Minuten, dann hob er wieder vorsichtig den Kopf. Die Frau saß immer noch da mit ihrem Fuß zwischen den Wurzeln, die Armbrust bereit. Soweit Avery sehen konnte, hatte sie keinen Pfeil mehr, aber das konnte natürlich auch ein Trick sein.

»Nicht schießen«, rief er ihr zu. »Wir wollen doch nur helfen.« Im gleichen Augenblick wurde ihm bewußt, wie lächerlich es war, zu erwarten, daß sie Englisch verstehen konnte. Aber vielleicht begriff sie ein wenig den Sinn vom Klang der Worte her.

Die Frau machte keine Bewegung, sondern starrte nur feindselig zu ihm herüber. Avery beschloß, es zu wagen, und stand

auf. Kaum waren jedoch sein Kopf und seine Schultern sichtbar, als er eine leichte Bewegung ihrer Hand wahrnahm. Er warf sich sofort zur Seite, und der Pfeil zischte vorbei. Avery stand wieder auf.

»Narr«, schrie Tom, der immer noch flach am Boden lag.

Die Frau hatte jedoch keine Pfeile mehr. Sie warf die Armbrust beiseite und versuchte fieberhaft und vor Schmerzen stöhnend, ihren Fuß zu befreien.

Avery ging langsam auf sie zu, und Tom folgte ihm, als er sah, daß sich seine düsteren Voraussagen nicht erfüllten. Die Frau hatte ihre vergeblichen Bemühungen aufgegeben und erwartete die beiden mit geballten Fäusten und angstvoll aufgerissenen Augen.

Avery kauerte neben ihr nieder und lächelte. Er zeigte auf ihren Fuß und die Wurzeln. »Wir«, sagte er und deutete auf Tom und sich selbst, »wollen... helfen...«

Sie wich ein wenig zurück, schien jedoch zu verstehen, aber als Avery sich vorbeugte, stieß sie ihm ihre Faust in den Magen. Avery stöhnte auf und krümmte sich zusammen. Bevor Tom sie noch daran hindern konnte, führte sie einen kräftigen Schlag mit dem Unterarm gegen Averys Kehle.

Lange hatte Avery nicht mehr solche Schmerzen gehabt. In seinen Ohren dröhnte es, und das Atmen selbst war eine Qual. Wie durch einen Nebel sah er Tom mit erhobenem Tomahawk und hörte einen dumpfen Schlag.

Stöhnend richtete sich Avery auf. Die Frau lag leblos neben ihm. »Bist du verrückt?« krächzte er. »Warum hast du sie umgebracht?«

Tom schüttelte den Kopf. »Weichherzig wie ich bin, habe ich ihr nur eines übergezogen«, erwiderte er trocken. »Eine leichte Schlafbehandlung schien mir angebracht.«

Avery massierte vorsichtig seine Kehle. Der Schmerz im Magen ließ allmählich nach.

Avery betrachtete die Frau. Das lange goldblonde Haar lag

wie ein Fächer ausgebreitet über dem Gras. Ihre Augen waren geschlossen, aber sie schien normal zu atmen. Ihr Gesicht war hübsch, aber irgendwie fremdartig. Die Ohren waren hübsch geformt, hatten jedoch keine Ohrläppchen. Die Nasenflügel waren breit, fast negroid, die Lippen voll und weich, aber im Verhältnis zum übrigen Gesicht erschien der Mund ziemlich klein. Das Kinn war stark ausgeprägt, und die Backenknochen waren breit und fein geformt. Bis auf das blaue Tuch zwischen den Beinen, das an einer Schnur um die Hüften befestigt war, war die Frau nackt. Ihr Körper zeigte goldbraune Tönung und prachtvolle Formen. Avery schätzte, daß sie mindestens zehn Zentimeter größer als Tom oder er sein mußte — und sicher mehrere Pfunde schwerer.

»Na, dann wollen wir mal die kleine Narkose ausnützen und ihren Fuß da herausholen«, meinte Avery.

Die Haut rund um das Fußgelenk, wo der Fuß zwischen den dicken Vogelkäfig-Wurzeln feststeckte, war zerschunden und blutig, das Bein selbst geschwollen und blaurot.

Nachdem sie vergeblich versucht hatten, die Wurzeln auseinanderzubiegen, kam Avery schließlich auf den Gedanken, eine Vogelkäfig-Frucht als Keil zwischen die Wurzeln zu schieben und mit dem Beil zum Fuß hinunterzuhämmern, bis die Öffnung gerade groß genug war, um den Fuß herauszuziehen. Kaum war der Fuß befreit, als die Vogelkäfig-Frucht, dem Druck und den Beilhieben nicht mehr gewachsen, trotz der harten Schale zerplatzte und die Wurzeln sich wieder eng zusammenschlössen.

»Das war sprichwörtlich die letzte Minute«, bemerkte Tom.

Avery betastete das Fußgelenk. Er verstand nicht viel von Anatomie, aber es schien nichts gebrochen zu sein. Die Frau bewegte sich und stöhnte. Dann versuchte sie, sich aufzurichten, fiel jedoch wieder zurück.

»War vielleicht ganz gut, daß sie die Operation nicht mitbekommen hat«, sagte Avery. »Ich glaube, du hast ihr damit ei-

nen Dienst erwiesen.«

Vorsichtig hob er den Kopf der Frau. Sie öffnete die Augen, schloß sie wieder und schauderte. Avery befühlte die Beule, die Toms Hieb verursacht hatte. Sie war nicht so schlimm, wie er erwartet hatte; das Haar hatte den Schlag gemildert. Die Frau stöhnte von neuem.

»So, jetzt ist sie in Ordnung, und wir können gehen«, sagte Tom.

»Wir können sie nicht einfach hier liegenlassen.«

»Mehr hat sie nicht verdient.«

Jetzt gelang es der Frau, sich aufzusetzen. Sie sah, daß ihr Fuß frei war, und seufzte erleichtert auf. Etwas zweifelnd blickte sie Avery an und lächelte dann zaghaft.

»Wir wollen versuchen, sie auf die Füße zu stellen«, schlug Tom vor.

»Gut, aber demonstriere das erst einmal an mir, damit sie nicht auf falsche Gedanken kommt.«

Tom hob Avery feierlich auf die Füße, deutete dann auf die Frau und machte die gleiche Bewegung. Sie nickte.

Mühsam hoben die beiden Männer sie hoch und stellten sie auf die Füße. Als sie versuchte, ihren verletzten Fuß aufzusetzen, zuckte sie merklich zusammen.

»Sie braucht einen Stock«, sagte Avery.

»Wir wäre es, wenn wir eine Bahre anfertigten und sie nach Hause tragen?« sagte Tom bissig.

Aber dann suchte er doch nach einem passenden Stock, während Avery mit der Frau probeweise einige Schritte hin und her ging. Als Tom zurückkam, konnte sie, auf Avery gestützt, schon einigermaßen wieder laufen.

Tom hatte einen kräftigen Ast gefunden und das obere Ende sogar zu einem Griff zurechtgehauen. »Der hält garantiert eine halbe Tonne aus«, bemerkte er trocken.

»Ich glaube, jetzt können wir sie beruhigt allein laufen lassen«, meinte Avery, während er beobachtete, wie sie ver-

suchsweise mit dem Stock herumhumpelte.

Plötzlich kam Tom eine Idee. »Wie wäre es, wenn wir ihr in diskreter Entfernung folgten, um herauszufinden, wo ihr Lager ist? Das wäre vielleicht ganz nützlich.«

Avery überlegte, entschied dann jedoch dagegen. »Wenn sie merkt, daß wir ihr folgen, wird sie uns entweder woandershin oder in eine Falle führen. Und wenn sie es nicht merkt, könnte sie uns plötzlich in unmittelbare Nähe ihrer Spielgefährten bringen — und die Philosophie der goldenen Leute scheint ›erst schießen und dann fragen‹ zu sein.«

Tom zuckte die Achseln. »Na schön.« Plötzlich hob er seinen Tomahawk und ließ ihn krachend auf die Armbrust der Frau niedersausen. Dann stieß er die Trümmer mit dem Fuß beiseite. »Das wird ihr hoffentlich eine Lehre sein, in Zukunft etwas freundlicher mit anderen Menschen umzugehen. Und nun können wir auch gleich das Arzthonorar einkassieren.« Er begann die restlichen Vogelkäfig-Früchte aufzuheben. »Sie kann sie sowieso nicht mitnehmen. Sie hat genug damit zu tun, sich selbst nach Hause zu bringen.«

Durch lebhafte Zeichen gab Avery der Frau zu verstehen, daß er und Tom gehen wollten und sie ebenfalls gehen konnte, wohin sie wollte. Zu guter Letzt deutete Avery auf sich selbst und sagte langsam und deutlich:

»Richard.« Dann zeigte er auf Tom und nannte dessen Namen.

Die Frau schien zu verstehen. Sie legte die Hand auf ihre Brust und sagte etwas, das wie »Zleetri« klang. Ihre Stimme war hart, fast männlich.

Dann, mit seltsam scheuem Lächeln, legte sie zwei ausgestreckte Finger an die Stirn und berührte dann auf die gleiche Weise Averys Stirn. Anschließend wandte sie sich Tom zu, warf einen Blick auf ihre zerbrochene Armbrust und berührte wieder ihre eigene Stirn. Sie versuchte jedoch nicht, die Geste bei Tom zu wiederholen. Sie nahm den Stock fest in die Hand

und humpelte davon, ohne sich noch einmal umzusehen.

»Abgang des goldenen Mädchens«, bemerkte Tom, hob Averys Tomahawk vom Boden auf und reichte ihn Avery. »Hier, vergiß deinen Lebensretter nicht. Nun haben wir die gute Tat des Tages vollbracht, und ich hoffe, du fühlst dich besser. Übrigens würde ich mich an deiner Stelle nicht auf ihre unwandelbare Dankbarkeit verlassen. Diese Art von Leuten hat meistens ein kurzes Gedächtnis und lange Vorurteile. Aus der Art und Weise, wie sie reagieren, kann man nur schließen, daß sie sich wohl für Gottes Auserwählte halten.«

Avery hatte keine Lust, sich mit Tom zu streiten. »Ich habe Hunger«, sagte er nur.

»Ich auch. Wir wollen zum Lager zurückgehen. Ich bin gespannt, was Mary und Barbara dazu sagen werden.«

Barbara und Mary fanden, daß sich Tom und Avery richtig verhalten hatten. Es gehörte sich für einen zivilisierten Menschen, einem anderen in Not zu helfen. Instinktiv wußten sie, daß es wichtig war, die Grundlagen der Zivilisation aufrechtzuerhalten.

## 18

Mit der Zeit wurde in Avery der Wunsch, das Land zu erforschen, fast zur Besessenheit. Plötzlich wollte er unbedingt soviel wie möglich über die neue Welt, in der sie lebten, erfahren.

Zunächst sagte er den anderen nichts von der Unruhe, die ihn erfaßt hatte und ihn das geruhssame Leben in Lager Zwei nicht mehr ertragen ließ, aber er wurde immer schweigsamer und unternahm häufig lange, einsame Spaziergänge, während die anderen am Strand faulenzten oder badeten. Er ging stets bewaffnet aus, aber die Furcht vor wilden Tieren und vor den goldenen Leuten hatte abgenommen.



Avery war auch nicht mehr der kränkliche, empfindliche Mann, den *sie* an einem kalten unfreundlichen Nachmittag in einer anderen Welt aufgelesen hatten. Er war hager, muskulös und ein guter Jäger geworden. Er hatte viele Tiere erlegt, vor denen er früher die Flucht ergriffen hätte — ja, es war ihm sogar gelungen, mit seinem Tomahawk ein kleines Rhinoceros zur Strecke zu bringen, worauf er sehr stolz war, denn bisher hatte es nicht einmal Tom so weit gebracht.

Ein einsamer Spaziergang erschien daher nicht länger als gefährliches Unternehmen, und das Alleinsein bereitete ihm ein gewisses bittersüßes Vergnügen.

Barbara war sich der Veränderung in ihm bewußter, als er annahm. Sie sagte kaum etwas, wenn er allein fortging, beobachtete jedoch besorgt den Wechsel in seinen Stimmungen und Gewohnheiten und versuchte sich einzureden, daß seine Schwermut eine Variante von Heimweh war, unter dem sie alle von Zeit zu Zeit litten.

Hinzu kamen noch andere Schwierigkeiten. Angeregt von der erfreulichen Veränderung im Verhältnis von Mary und Tom und aus dem Gefühl heraus, daß er Barbara etwas verweigerte, das ihr rechtmäßig zustand, hatte Avery sexuelle Beziehungen mit ihr aufgenommen. Barbara war seinen ungeschickten Annäherungsversuchen im Dunkel des Zeltens sofort entgegengekommen, aber leider blieb der Akt als solcher eine rein mechanische Handlung — das körperliche Verlangen wurde zwar gestillt, aber die Seele blieb seltsam leer.

Barbara ahnte auch hier mehr von seinem inneren Zwiespalt, als Avery dachte, und eines Nachts konnte sie es nicht länger ertragen. »Wo bist du?« schluchzte sie. »Ein Teil von dir ist gar nicht hier. Nur dein Körper will mich. Du selbst bist weit fort!«

Avery war ehrlich bestürzt. »Aber, Barbara... liebe Barbara... es tut mir so leid.«

»Was willst du eigentlich? Ich tue gern alles, was du willst,

aber wenn ich nicht weiß, was du möchtest, wie kann ich es dir dann geben?«

Avery kam sich wie ein erbärmlicher Schuft vor. Er wußte nicht, was er ihr antworten sollte. »Was ich will, ist nichts, was du mir geben könntest«, murmelte er schließlich. Das machte es nur noch schlimmer.

»Verdammt noch mal, was willst du denn?« rief sie wütend. »Ich möchte herausfinden, in welche Art von Welt man uns versetzt hat«, begann er verzweifelt. »Ich möchte wissen, warum wir hier sind, und ob wir endlich etwas unternehmen können. Ich möchte so vieles wissen...«

»Ist das alles?« fragte Barbara ruhig. »Ich glaube, du lügst! Das sind alles nur Ausreden — im Grunde genommen willst du nur Christine, das ist es nämlich! Du willst weiterhin einen traurigen kleinen Geist lieben und suchst jetzt nur nach Entschuldigung dafür.«

Avery wurde so wütend, daß er zuschlug. Es war das erste Mal in seinem Leben, daß er eine Frau geschlagen hatte — und im gleichen Augenblick bereute er es auch schon.

»Morgen«, sagte er kalt und versuchte, seine Scham zu überspielen, »morgen werde ich für ein paar Tage fortgehen, um mir gründlich unsere weitere Umgebung anzusehen. Wenn ich zurückkomme...«

»Du gehst nicht allein«, unterbrach ihn Barbara heftig. »Das ist eine feste Order des hervorragenden Expeditionsleiters. Ich gehe mit dir. Du kannst mich ruhig noch mal schlagen, ich bleibe dabei!«

»Wie du willst, aber ich bezweifle, daß ich dir eine sehr angenehme Gesellschaft sein werde.«

»Wann wärest du das je gewesen«, seufzte Barbara traurig. Ihre Wut war verraucht, und zurück blieben Leere und Enttäuschung.

Sie brachen erst am späten Vormittag auf. Tom hielt von dieser ›Forschungsreise‹, wie er es nannte, gar nichts und gab seinen Einwänden lautstark Ausdruck. Was war, wenn sie sich verirrten? Wenn sie nun in Gefahr kamen und allein nicht damit fertig werden konnten? Was war, wenn die goldenen Leute merkten, daß sie gegangen waren und im Hinblick auf die verminderte Wachmannschaft beschlossen, Lager Zwei anzugreifen?

Avery hatte auf alle Einwände eine Antwort. Sie würden sich nicht verirren, weil sie sich strikt an die Küste halten würden. Sie würden nicht in irgend etwas hineinrennen, mit dem sie nicht fertig werden konnten, weil sie jeder Gefahr aus dem Wege gehen würden. Und wenn die goldenen Leute die Absicht hegten, Lager Zwei zu überfallen, dann hätten sie während der letzten Monate bereits mehrmals beste Gelegenheit dazu gehabt. Außerdem war es psychologisch falsch, ihr Leben ständig von Furcht beherrschen zu lassen, das würde nur Zurückgezogenheit und Stillstand bedeuten.

»Ich halte dich für vollkommen verrückt«, erklärte Tom hitzig, »aber wenn du schon ein solches Wagnis auf dich nehmen willst, begreife ich nicht, weshalb du auch noch Barbara mit-schleppen willst.«

»Ich schleppe sie nicht mit«, erwiderte Avery trocken. »Im Gegenteil, es wäre mir nur recht, wenn sie hierbliebe.«

»Nun, ich komme aber mit, und damit basta«, sagte Barbara bissig. Tom blickte bestürzt von einem zum anderen. »Wie lange wollt ihr denn fortbleiben?« fragte er dann.

»Weiß ich noch nicht. Vielleicht drei oder vier Tage.«

»Nein, das geht nicht, du mußt eine feste Zeit angeben«, ent-

gegnete Tom. »Wenn ihr bis dahin nicht zurück seid, müssen wir das Schlimmste annehmen und uns entsprechend einrichten.«

»Und was willst du in diesem Falle tun?« fragte Avery.

»Das ist unsere Sache«, erwiderte Tom kurz. »Aber du kannst sicher sein, daß wir vorhaben, am Leben zu bleiben.«

»Na schön, wenn es dich beruhigt, wir kommen am Ende des vierten Tages wieder zurück.«

Merkwürdigerweise war Mary, die Schüchternste, nicht gegen das Abenteuer. Sie war in mancher Hinsicht viel weiser als Tom und spürte, daß hinter Richards Forschungsdrang mehr stand als der Wunsch, neues Land zu entdecken.

»Paßt gut auf euch auf«, sagte sie sanft. »Vielleicht hat Richard recht. Vielleicht fangen wir wirklich schon an, auf der Stelle zu treten. Auf jeden Fall finde ich es sehr aufregend. Wir werden eine Party veranstalten, wenn ihr zurückkommt, das ist die beste Gelegenheit seit langem.« Sie küßte Barbara auf die Wange und wandte sich dann an Avery. »Kümmere dich um sie, oder ich werde dir ernstlich böse sein.«

»Ich werde mir Mühe geben.«

Zu ihrer eigenen Überraschung schüttelten sich Tom und Richard plötzlich kräftig die Hände. »Wenn du irgendwo auf Goldminen triffst, schicke mir ein Telegramm«, sagte Tom.

Avery lächelte. »Falls *sie* mit Rückfahrkarten zur Erde vorbeikommen sollten, sage ihnen, daß wir auf das nächste Schiff warten werden.«

Es war ein heißer Morgen. Seit einigen Wochen schienen die Tage länger und heißer zu werden. Avery hatte die Theorie aufgestellt, daß sie während des Winters auf den Planeten gekommen waren und sie sich jetzt im Hochsommer befanden.

Avery und Barbara reisten aus ersichtlichen Gründen nur mit leichtem Gepäck. Sie nahmen einen großen Schlafsack, zwei alte Whiskyflaschen, die jetzt als Wasserbehälter dienten, Averys Gasfeuerzeug (*sie* hatten sogar für Nachfüllungen gesorgt),

ein Päckchen Zigaretten — obwohl sie jetzt beide nur noch selten rauchten —, eine Erste-Hilfe-Ausrüstung und natürlich Messer und Tomahawks mit.

Tom hatte ihnen den Revolver mitgeben wollen, aber Avery hatte abgelehnt. Er war der Meinung, daß Lager Zwei so sicher wie möglich zurückbleiben mußte.

Averys Plan — falls man überhaupt von einem Plan sprechen konnte — bestand eigentlich nur aus einer Erweiterung seines früheren kläglichen Erkundungsversuches, den er am zweiten Tag, gleich nach ihrer Ankunft auf dem Planeten, unternommen hatte. Er wollte immer an der Küste entlangmarschieren — diesmal in entgegengesetzter Richtung — und ab und zu vielleicht einen kurzen Abstecher ins Inland machen. An der Küste entlang würden sie leichter und rascher vorwärtskommen, als im Landesinneren, und die Gefahr, von den goldenen Leuten überrascht zu werden, war dort ebenfalls geringer.

Der erste Tag brachte keine Überraschungen, da sie die nähere Umgebung des Lagers ja schon öfters durchstreift hatten. Avery schlug eine ziemlich zügige Gangart an, so daß Barbara Mühe hatte, mit ihm Schritt zu halten. Die Sonne brannte immer heftiger auf sie herab, und die meiste Zeit marschierten sie schweigend nebeneinander her.

Am Nachmittag ruhten sie sich im Schatten der Bäume aus, um ihre Wanderung erst bei Sonnenuntergang wiederaufzunehmen. Zum Abendessen aßen sie die vom Mittag übriggebliebenen Früchte.

Im Schein der zwei Monde wanderten sie weiter, kletterten über kleine Riffe und wateten durch zwei Bäche. Avery spürte keine Müdigkeit, eine unerklärliche freudige Erregung trieb ihn unaufhörlich vorwärts. Barbara hatte er völlig vergessen, bis sie sich nach einigen Stunden wieder in Erinnerung brachte.

»Es tut mir leid, Richard«, sagte sie ruhig. »Ich kann nicht mehr weiter.«

Überrascht blickte er sie an. Der Klang ihrer Stimme schreckte ihn auf, er kam sich vor wie ein Schlafwandler, der aus seiner Traumwelt in die Wirklichkeit zurückgerufen wird. Es dauerte einen Augenblick, bis er den Sinn ihrer Worte begriff.

»Nun, wir können ja gleich hier schlafen, wo wir sind«, sagte er schließlich, ließ den Schlafsack, den er auf der Schulter getragen hatte, in den Sand fallen und rollte ihn auf.

Barbara begann sich auszuziehen. »Ich werde noch baden, das erfrischt mich hoffentlich etwas.«

Avery sagte nichts. Er saß auf dem Schlafsack und zündete sich eine Zigarette an.

Barbara stand da, streckte wohligh die Arme und genoß die leichte kühle Brise.

Avery betrachtete sie. Sie schien ganz aus Silber zu sein. Silbernes Haar, silberne Schultern, Arme, schlanke, silberne Beine. Nur ihr Gesicht, halb dem Meer zugewandt, lag im Schatten.

Er hatte das Gefühl, daß er sie zum ersten Mal wirklich sah. Dies war nicht die Barbara von Lager Zwei und auch nicht die ehemalige Fernsehschauspielerin, die vom Whisky abhängig war, sondern jemand, den er noch gar nicht kannte. Eine Fremde — eine Frau...

Er starrte wie hypnotisiert auf Barbara. Tausend Bilder und Gedanken schwirrten durch seinen Kopf. Er wollte an Christine denken, aber es gelang ihm nicht.

Barbara wandte sich ab und lief zum Wasser hinunter. »Barbara«, rief er, aber entweder hörte sie ihn nicht, oder sie wollte nicht hören.

Fieberhaft begann er, sich die Kleider und Schuhe auszuziehen, voller Angst, etwas zu verlieren, was ihm noch nicht einmal richtig bewußt geworden war, daß er es gefunden hatte.

Avery rannte ins Wasser und schwamm auf Barbara zu — Barbara, eine silberne Frau in einem silbernen Ozean. Als er

sie erreichte, packte er sie an den Schultern und hielt sie fest. An seinen Augen erkannte sie es, noch ehe er es aussprach.

»Barbara, ich liebe dich!«

»Darling«, flüsterte Barbara, »oh, Darling.«

Avery trug sie an den Strand zurück. Sie fielen in den Sand, und diesmal fanden beide ihre Erfüllung.

Zunächst wünschten sie, daß diese Nacht kein Ende nehmen möge, aber dann machten sie die wundervolle Entdeckung, daß ihre Liebe nicht mit dieser Nacht zu enden brauchte, denn das Morgen enthielt für sie zum ersten Mal eine unendliche Verheißung.

## 20

Avery und Barbara kehrten kurz vor Sonnenuntergang des dritten Tages zum Lager zurück. Sie kamen von der anderen Seite — Avery hatte seine Lieblingstheorie, daß sie auf einer Insel lebten, bewiesen.

Die Expedition hatte in mehr als einer Hinsicht Erkenntnis gebracht, denn Avery und Barbara hatten sich gefunden. Nachdem sie Monate hindurch die gleichen Gefahren, Ungewißheiten und sogar das gleiche Zelt geteilt hatten, waren sie so miteinander vertraut, daß die Vertrautheit selbst zur Schranke zwischen ihnen geworden war — die Vertrautheit und die unsichtbare Gegenwart von Christine.

Nicht, daß die Erinnerung an Christine jetzt tot war, aber sie war nicht länger sein privates Eigentum, sondern eine schmerzliche Episode seines Lebens, an der nun auch Barbara Anteil nahm. Christine hatte sein Leben beherrscht und ihn zu dem gemacht, was er war, und darum würde die Erinnerung an sie auch zu einem Teil ihres gemeinsamen Lebens werden.

Barbara und Avery lernten sich erst jetzt richtig kennen. Sie

wollten alles voneinander wissen, über ihre Kindheit, ihre Arbeit und ihre Wünsche.

Die überwältigende Entdeckung ihrer Liebe hinderte sie jedoch nicht daran, ihren Marsch fortzusetzen.

Am ersten Morgen erwachten sie erst, als die Sonne schon hoch am Himmel stand, und mit ihnen erwachte das Verlangen erneut — vielleicht wollten sie sich vergewissern, daß die Offenbarungen der letzten Nacht nicht mit der Nacht vergangen waren.

Zum Frühstück suchte Avery Obst, und dann machten sie sich gewissenhaft wieder auf den Weg und wanderten, bis die glühende Nachmittagsshitze ihnen einen Vorwand gab, eine Siesta einzulegen. Sie lachten und scherzten miteinander und waren glücklich. Sie badeten in der See, um sich zu erfrischen, und als die Dämmerung hereinbrach, setzten sie ihre Wanderung fort.

Bis jetzt hatten sie noch keine Spur von den goldenen Leuten bemerkt. Tiere waren ihnen auch nur wenige begegnet, und keines davon war gefährlich. Sorglos wanderten sie am Strand entlang, und ihre Sorglosigkeit hätte sie beinahe in Gefahr gebracht.

Sie waren etwa vier Stunden gelaufen — mit gelegentlichen Ruhepausen —, als sie um eine Landzunge bogen. Sie waren beide wie hypnotisiert vom Spiel des Mondlichts auf dem Wasser, so daß sie das Lager der goldenen Leute erst bemerkten, als sie nur noch eine kurze Strecke davon entfernt waren. Wenn nicht ein Lagerfeuer ihre Aufmerksamkeit geweckt hätte, würden sie es entweder übersehen haben oder mitten hineingelaufen sein.

Avery sah das Feuer den Bruchteil einer Sekunde eher als Barbara. Sofort duckten sie sich und krochen vorsichtig wieder zurück in den Schutz eines nahen Riffes. Das Riff war nicht sehr hoch und schien nicht schwierig zu ersteigen zu sein. Avery kam ein Gedanke.



»Wenn wir da hinaufkommen«, flüsterte er, »dann können wir uns das Lager von oben ansehen.«

Barbara erschauerte. »Wenn aber nun einer von ihnen oben sitzt?«

»Das glaube ich nicht. Es hat wenig Sinn, so weit vom Lager entfernt eine Wache aufzustellen.«

Sie kletterten ohne große Schwierigkeiten hinauf, und von oben hatten sie tatsächlich eine ausgezeichnete Sicht auf das Lager der goldenen Leute, das etwa zwanzig Meter unter ihnen lag und näher schien, als es von unten ausgesehen hatte.

Die goldenen Leute hatten einen anderen Weg gefunden, sich zu schützen, als ihr Lager auf einen Felsen zu bauen. Sie hatten eine kleine Lichtung inmitten dichten Waldes geschlagen und aus dem Holz der gefälltten Bäume zwei ziemlich große, sechseckige Hütten gebaut — mit Fenstern, Türen und sogar einer Veranda. An der Seite jeder Hütte befand sich eine Halbkugel mit schimmernder, glatter Oberfläche, die aussah, als ob sie aus Milchglas oder Plastik wäre. Sie schienen als Vorratskammern zu dienen — vielleicht für die Standard-Ausrüstung, wie zum Beispiel Kabinenkoffer...

Die beiden Hütten standen etwa zehn Meter auseinander, und dazwischen brannte das Lagerfeuer. Zu beiden Seiten des Feuers waren selbstgefertigte Bänke und ein Tisch aufgestellt. Das ganze Lager war von einem etwa zwei Meter breiten Wassergraben umgeben, und das Wasser darin schien ziemlich rasch zu fließen. Avery konnte gerade noch so etwas wie einen Kanal erkennen, der zwischen den Bäumen verschwand und offenbar das Wasser zuführte, und einen schmalen Abflußkanal, der das überflüssige Wasser zum Strand hinunterleitete. Innerhalb des Lagers zur Strandseite hin bemerkte Avery noch ein Gebilde, das wie eine tragbare Brücke aussah. Wahrscheinlich wurde sie jeden Morgen über den Graben gelegt und abends eingeholt.

Nur einer der goldenen Leute war zu sehen — ein Mann. Er

saß auf einer der Bänke und schien an einem Stück Holz zu arbeiten. Auf Grund der Tatsache, daß es zwei Hütten waren, entschied Avery, daß dieses Lager ebenfalls eine Gruppe von vier Menschen beherbergen mußte. Es mußte einfach so sein! *Sie*, diese unsichtbaren, rätselhaften *sie* hatten sich ein Experiment ausgedacht, an dem zwei sich feindlich gegenüberstehende Gruppen beteiligt waren.

Avery war von großer Bewunderung für die goldenen Leute erfüllt — und zugleich von einem intensiven Gefühl der eigenen Unzulänglichkeit.

Angenommen — und das war eine vernünftige Hypothese —, daß beide Gruppen zur gleichen Zeit und unter gleichen Bedingungen auf diesem Planeten abgesetzt worden waren, und weiterhin angenommen, daß diese Menschen sich ebenfalls untereinander nicht gekannt hatten und nur gewöhnliche Vertreter ihrer Rasse darstellten, dann hatten sie bereits außerordentlich viel erreicht. Sie hatten sich eine Grundlage geschaffen, die später wesentlich erweitert werden konnte. Sie waren Baumeister und Pioniere — nicht träge, aus ihrer gewohnten Umgebung verbannte Stadtmenschen!

Natürlich bestand noch immer die Möglichkeit, daß sie tatsächlich Eingeborene waren, aber je mehr Avery darüber nachdachte, desto unwahrscheinlicher schien es ihm. Nein, die goldenen Leute waren keine Eingeborenen, sondern Versuchskaninchen im Exil, genau wie sie selbst. Und sie hatten bereits den Lauf eines Flusses umgeleitet und sich Häuser gebaut und Möbel angefertigt. Welch ein Unterschied!

Avery hoffte verzweifelt, daß das Experiment, das *sie* mit ihnen vorhatten, nicht von der Art war, wie er es vermutete, aber er begann zu fürchten, daß seine Hoffnungen vergeblich waren.

Avery wäre gern noch länger dort geblieben, um das Lager zu beobachten, aber Barbara hatte Angst.

»Bitte, laß uns gehen«, flüsterte sie. »Je länger ich mir das

hier ansehe, desto weniger gefällt es mir. Die goldenen Leute sind mir unheimlich.«

Er drückte ihre Hand und nickte. »Je höher sie steigen, desto tiefer werden sie fallen«, murmelte er, aber es klang nicht sehr überzeugt.

Sie kletterten das Riff wieder hinunter, und gerade als Avery beschlossen hatte, das Lager landeinwärts in großem Bogen zu umgehen, wurde einer der Monde von einer großen Wolke verdunkelt, und sie nützten den Schatten aus, um so nah wie möglich an dem Lager der goldenen Leute vorbeizuschleichen.

Als das Lager hinter ihnen lag, wanderten sie in ziemlich scharfem Tempo noch gut zwei Stunden weiter, um eine möglichst große Entfernung zwischen sich und die goldenen Leute zu legen, bevor der neue Tag heraufdämmerte.

Schließlich waren sie zu erschöpft, um weiterzulaufen, rollten den Schlafsack in einer flachen Sandkuhle aus und fielen fast augenblicklich in Schlaf.

Am Morgen waren sie zwar immer noch müde, aber ein erfrischendes Bad in der See machte sie munter. Das Frühstück hing griffbereit an einem Baum in der Nähe!

»Jetzt müssen wir uns entscheiden«, sagte Avery plötzlich.

»Was entscheiden, Darling?« fragte Barbara, die das Wort »Darling« bei jeder Gelegenheit anwandte und es sichtlich genoß.

»Ob wir uns an das Versprechen halten sollen, das wir Mary und Tom gegeben haben und umkehren — ich habe versprochen, nicht länger als vier Tage fortzubleiben —, oder ob wir weitergehen wollen.«

Barbara seufzte.

»Eigentlich sind wir erst anderthalb Tage unterwegs«, meinte sie schließlich. »Und wenn dir so viel daran liegt, können wir ja noch einen Tag weitergehen — dann müssen wir allerdings ein scharfes Tempo durchhalten und auch am Nachmittag laufen.«

Sie beschlossen, es zu riskieren und weiterzugehen. Wie Barbara gesagt hatte, konnten sie es sich leisten, noch einen Tag zuzugeben, und wenn sie nichts fanden, was des Findens wert war, würden sie mit höchster Marschgeschwindigkeit zurückkehren. Vorausgesetzt, daß sie auch ein zweites Mal ungeschoren das Lager der goldenen Leute passieren konnten.

Es kam jedoch anders. Um die Mittagszeit erreichten sie plötzlich einen Küstenstrich, der Avery unerklärlicherweise bekannt vorkam. Eigentlich sah die Küstenlinie genauso aus wie all die anderen Meilen Küste, die hinter ihnen lagen — ohne besondere Merkmale —, und doch erinnerte sie ihn an irgend etwas. Und plötzlich wußte er auch, woran.

»Hier genau war es, wo ich die glühende Metallkugel gesehen habe«, erzählte er aufgeregt Barbara. »Und ein paar Meilen weiter ist der Felstümpel, an dem ich die Fußspuren gefunden habe. Mein Gott, das scheint schon eine Ewigkeit her zu sein!« Er lachte sie fröhlich an. »Sweethart, wir sind nur etwa zwei Stunden von Lager Zwei entfernt — und wir leben tatsächlich auf einer Insel!« »Bist du sicher, daß es hier war?« fragte Barbara zweifelnd. »Woran erkennst du das?«

»Ich weiß es nicht, aber ich erkenne es trotzdem. Keine Angst, ich leide nicht an Wahnvorstellungen.«

Plötzlich brach Barbara in hellen Jubel aus. »Wie herrlich! Wenn wir so nahe sind, dann brauchen wir uns ja nicht zu beeilen. Wir haben den ganzen Nachmittag für uns und kommen dann immer noch einen ganzen Tag früher zurück. Wir könnten sogar...« »Nein, das können wir nicht«, unterbrach er, denn er wußte genau, was sie dachte. »Tom und Mary machen sich wahrscheinlich große Sorgen um uns. Wir müssen wirklich heute abend zurückkommen.«

Barbara sah es ein. »Nun, wir können uns ja auch später noch einmal offiziellen Urlaub nehmen — ohne Gewaltmärsche.«

Avery lachte. »Ein Dutzend im Jahr, wenn du willst — wir

verlieren dadurch ja kein Geld.«

»Aber dieser wird doch immer der schönste bleiben«, meinte Barbara. »Unsere Flitterwochen sind noch nicht zu Ende. Wir wollen sie noch richtig genießen.«

Und das taten sie dann auch — den ganzen heißen, langen Nachmittag. Danach badeten sie noch einmal im Meer, und schließlich machten sie sich auf den Weg zum Lager, erschöpft und mit dem köstlichen Schuldbewußtsein heimlicher Verschwörer.

Tom und Mary brauchten sie nur anzusehen, dann wußten sie instinktiv, was geschehen war. Mary hatte sie kommen sehen und war ihnen mit Tom am Strand entgegengegangen. Sie umarmten sich alle vier, als wären sie monatelang getrennt gewesen.

»Nun, ihr seht aus, als ob ihr beide eine anstrengende Zeit hinter euch hättet«, sagte Tom ernst. »Wir werden euch wohl wieder gesundpflegen müssen.«

»Unsere Gesundheit ist ganz in Ordnung«, gab Avery zurück, »wir müssen nur wieder etwas zu Kräften kommen. Übrigens haben wir herausgefunden, wo die goldenen Leute leben. Und wir sind auf einer Insel, Tom, einer ziemlich kleinen sogar. Wie wir es fertiggebracht haben, so lange zu warten, um diese Feststellung zu machen, werde ich nie begreifen.«

»Wir haben auch eine Neuigkeit für euch«, sagte Tom. »Mary ist schwanger.«

»Herzlichen Glückwunsch«, sagte Avery zu Mary und gab ihr einen Kuß. »Ich hoffe nur, daß du nicht plötzlich Gelüste auf saure Gurken und dergleichen entwickelst. Der nächste Gemüseladen ist so schrecklich weit weg.«

Barbara lächelte verschmitzt. »Wenn ich dir nicht bald Gesellschaft leiste, liebe Mary, dann gibt es keine ausgleichende Gerechtigkeit mehr!«

Plötzlich wurde Tom ernst. »Verdammt, wenn ich nur wüßte, was wir ohne Arzt und Hebamme und all das machen!«

Mary war jedoch völlig gelassen. »Du brauchst dir deswegen keine Sorgen zu machen. Was meinst du wohl, was Frauen seit einer Million von Jahren getan haben?«

Als sie zu ihrer Felsenfestung gingen, hatte Avery eine ausgezeichnete Idee. »Wie wäre es, wenn wir heute die Flasche Champagner trinken würden, die man uns freundlicherweise mitgegeben hat? Ich wußte doch, daß sich noch einmal eine würdige Gelegenheit dazu bieten würde.«

Tom eilte den anderen voraus. »Ich werde sie gleich in der See kaltstellen«, rief er über die Schulter zurück.

## 21

Außer Marys Übelkeit verliefen die nächsten Tage im Lager Zwei friedlich und angenehm.

Zunächst einmal zeichnete Avery eine Karte der Insel, obgleich ›Karte‹ eigentlich ein viel zu hochtrabendes Wort für die kleine Zeichnung war, die nur auf dunklen Erinnerungen und großzügigen Schätzungen basierte.

Averys Ansicht nach — obgleich er da nicht sicher sein konnte — hatte die Insel etwa die Form einer Chiantiflasche. Am ersten und auch noch teilweise am zweiten Tag hatte er den Eindruck gehabt, daß die Küste sich stetig, wenn auch nur leicht, nach einer Seite hin krümmte. Dann schien sie eine Weile ziemlich gerade zu verlaufen, bis sie am Hals der Chiantiflasche plötzlich scharf nach links abbog.

Wenn man an der Küste entlangging, so schätzte er, war das Lager der goldenen Leute etwa zwanzig Meilen von Lager Zwei entfernt, aber wenn seine Ansicht über die Form der Insel korrekt war, mußten sich beide Lager fast genau gegenüberliegen — am Bauch der Flasche. Über Land dürfte die Entfernung zwischen Lager Zwei und dem Lager der goldenen Leute nicht

mehr als acht oder zehn Meilen betragen.

»Jetzt, seit wir wissen, wie nahe sie sind, fühle ich mich weit weniger sicher«, sagte Tom. »Mein Gefühl sagt mir, daß es früher oder später zu ernsthaften Schwierigkeiten mit ihnen kommen wird.«

»Das ist möglich«, erwiderte Avery. »Aber bis jetzt waren sie doch ganz friedlich — bis auf den anfänglichen Überfall auf Lager Eins. Vielleicht sind sie vernünftig genug, es nicht darauf ankommen zu lassen. Wenn wir eher herausgefunden hätten, wo sie leben, und uns gerächt hätten, dann würde der Kalte Krieg sich inzwischen schon ganz schön heißgelaufen haben.«

»Ich würde mir gern einmal ihr Lager ansehen«, bemerkte Tom. »Man kann nie wissen, vielleicht erfährt man dabei etwas, was uns später nützlich sein kann.«

Avery schüttelte den Kopf. »Das Risiko, sie herauszufordern, ist zu groß. Barbara und ich hatten Glück. Das nächste Mal — wenn es ein nächstes Mal gibt — kann es leicht ins Auge gehen. Vielleicht können wir eine Möglichkeit finden, auf freundschaftliche Weise Kontakt aufzunehmen, aber so etwas muß sehr vorsichtig angefaßt werden.«

Und so wurde erst einmal alles beim alten gelassen. Allerdings begannen sich Tom und Avery — angespornt durch die Errungenschaften der goldenen Leute — ernsthaft mit dem Gedanken zu beschäftigen, eine feste Unterkunft zu bauen. Marys Schwangerschaft warf neue Probleme auf. Obgleich eigentlich nichts Ernsthaftes dagegen einzuwenden war, ein Baby im Zelt großzuziehen, schien es doch nicht ganz das Passende zu sein. Außerdem, da es mit fortschreitender Zeit immer unwahrscheinlicher wurde, daß *sie* ihnen Rückfahrkarten zur Erde schicken würden, war es klar, daß Lager Zwei nicht für immer als angemessene Behausung betrachtet werden konnte. Wenn sie, wie Tom scherzend sagte, einen Stamm gründen wollten, würden sie eine weitaus geräumigere Unterkunft benötigen.

Die Tage schienen immer heißer zu werden. Am meisten litt Mary unter der Hitze, aber dann begann es glücklicherweise — etwa zehn Tage nach Barbaras und Averys Rückkehr — zu regnen, und zwar nicht nur einen Tag, sondern eine ganze Woche lang, und während dieser Zeit kühlte die Luft wesentlich ab. Abgesehen von der notwendigen Beschaffung von Nahrung und Wasser, verbrachten sie fast die ganze Zeit im Zelt.

Der Regen endete eines Morgens ebenso plötzlich, wie er gekommen war, und die ganze Welt glänzte und dampfte.

Avery begann zu malen — wie ein Besessener, als wollte er all die verlorenen Jahre auf einmal nachholen.

Jetzt war *er* dankbar dafür, daß *sie* ihm Leinwände und Farben mitgegeben hatten, die monatelang unberührt im Koffer gelegen hatten. Und er war dankbar dafür, daß er lebte. Seit ihn das Malfieber wieder gepackt hatte, konnte er kaum an irgend etwas anderes denken. Für ihn existierte nur noch die Gestaltung von Farben und Formen. Er begann, die fremde Welt, in die er verpflanzt worden war, mit völlig neuen Augen zu sehen.

Avery malte alles und jedes. Er malte Landschaften, die See, Lager Zwei und Stilleben mit Obst, Kaninchentyphäuten und Tomahawks. Er malte Mary und Tom und ein Porträt von Barbara. Mit der Zeit gewöhnte sich Tom, dem Averys Malbesessenheit allmählich zuviel wurde, daran, allein zur Jagd oder auf Obstsuche zu gehen. Manchmal, wenn sie sich wohl genug fühlte, nahm er Mary mit, manchmal auch Barbara.

Einer dieser Jagdausflüge war es, der die Zeit der Ruhe und des Friedens jäh beendete.

Avery hatte gerade ein Porträt von Mary angefangen — ein Geburtstagsgeschenk für ihren Sohn oder ihre Tochter. Marys Übelkeit ließ allmählich nach, aber sie war morgens immer noch matt, und anstrengende Tätigkeit rief unerfreuliche Reaktionen ihres Magens hervor. Sie hatte stets ein schlechtes Gewissen, wenn sie Barbara die ganze Arbeit verrichten sah, aber Avery beruhigte sie damit, daß Modellsitzen auch eine Arbeit



sei.

An diesem Morgen waren Mary und Avery allein im Lager. Der Fleischvorrat war ihnen völlig ausgegangen, und Tom und Barbara waren ausgezogen, um diesem Mangel abzuhelpfen. Sie hatten den Revolver nicht mitgenommen, denn es war zur stehenden Regel geworden, den Revolver zu Verteidigungszwecken im Lager zu belassen.

Die Zeit verging — Avery bemerkte es nicht, aber Mary wurde müde, ihm Modell zu sitzen —, und sie legten eine Pause ein. Während Mary am Strand lag und sich ausruhte, nahm Avery ein erfrischendes Bad in der See.

»Wie steht es mit noch einer kleinen Sitzung vor dem Mittagessen?« fragte Avery, als er aus dem Wasser kam.

Mary nickte. »Von mir aus, aber Tom und Barbara werden jeden Augenblick zurückkommen.«

»Unsinn, sie sind doch gerade erst gegangen.«

Mary lachte. »Tom hat recht, du vergißt alles andere über deiner Malerei. Sie sind schon drei Stunden fort!«

Avery sagte nichts; er war in Gedanken schon wieder bei seinem Bild. Eine Zeitlang arbeitete er schweigend weiter, dann bemerkte er, daß Mary unruhig wurde.

»Bitte, sitz still, Mary«, ermahnte er sie.

»Es tut mir leid, ich habe Rückenschmerzen.«

»Oh, das hättest du mir gleich sagen sollen«, sagte Avery besorgt. »Nein, es ist natürlich meine Schuld. Tom wird mich umbringen, wenn er merkt, daß ich dich zu sehr beansprucht habe.«

Mary schüttelte den Kopf. »Ich wünschte, Tom und Barbara würden zurückkommen. Sie sind schon eine Ewigkeit fort. Glaubst du, daß etwas passiert sein kann?«

»Nein, bestimmt nicht«, erwiderte Avery voller Überzeugung. »Tom wird mit fast allem fertig, und Barbara eigentlich auch.«

Mary streckte sich und legte sich dann in den Sand. »Fast al-

les — das ist es ja eben«, gab sie zurück.

Avery verbesserte hier und da noch etwas an seinem Bild. Dann sagte er plötzlich: »Ich habe mir gerade einen Namen für unsere Insel überlegt. Ich finde, sie muß unbedingt einen Namen haben. Wie wäre es mit *El Dorado*?«

Mary lächelte. »Abgesehen von goldenen Kugeln und goldenen Leuten scheint es hier aber kein Gold zu geben.«

Avery legte seine Pinsel beiseite und betrachtete kritisch das Porträt. Dann wandte er sich Mary zu. »Wenn du mir diesen Gemeinplatz verzeihst, meine Liebe... aber Gold ist überall da, wo du es zu finden verstehst. Irgendwie hat sich mein Groll auf *sie* etwas verflüchtigt, weil du und Tom, Barbara und ich alle etwas gefunden zu haben scheinen, das vielleicht nicht gerade Gold ist, aber doch ein verdammt guter Ersatz, findest du nicht? Ich persönlich jedenfalls bin jetzt glücklicher, als ich es je zuvor gewesen bin, glaube ich. Nun, *El Dorado* scheint mir ein durchaus passender Name zu sein, aber wir wollen es ganz demokratisch handhaben und darüber abstimmen, wenn die beiden zurückkommen.«

Mary setzte sich auf und blickte unruhig den Strand entlang und dann auf die dichte grüne Wand der Bäume und Büsche. »Ich wünschte, sie würden sich beeilen. Ich fange an, mir ernstlich Sorgen zu machen. Irgend etwas *muß* passiert sein.«

»Ach, Unsinn«, begann Avery, »das kommt nur von deinem Zustand...« Die Worte erstarben ihm auf den Lippen.

Etwa vierzig Meter von ihnen entfernt wurde zwischen den Bäumen am Waldrand eine Gestalt sichtbar. Es war Tom. Er taumelte wie ein Betrunkener, der versucht, den Weg nach Hause zu finden. Als er auf sie zustolperte, sah Avery, daß sein zerknittertes braunes Hemd große rote Flecken aufwies.

Mary schrie entsetzt auf. Avery rannte Tom entgegen.

Tom blinzelte und kniff die Augen zusammen, um klarer sehen zu können. »Tut mir leid, Alter«, murmelte er mit schwerer Zunge. »Nichts Gutes... Die Schweinehunde haben Barbara

mitgenommen... Ich... ich...« Und plötzlich brach er zusammen. Aus seinem Rücken, nahe der Schulter, ragte der abgebrochene Schaft eines Speeres.

22

Irgendwie gelang es Avery und Mary gemeinsam, Tom die Leiter hinauf und in ein Zelt zu schaffen. Avery legte ihn vorsichtig mit dem Gesicht nach unten auf eines der Feldbetten.

Mary war kreidebleich und zitterte am ganzen Körper. Als sie jedoch sprach, bemühte sie sich sehr, ihre Stimme unter Kontrolle zu bringen. »Kannst du... kannst du ihn herausziehen, Richard?«

»Ja, ich werde ihn schon herausbekommen«, erwiderte er mit mehr Überzeugung, als er empfand. »Mary, könntest du Wasser holen... Und, bitte hetze dich nicht ab, verstehst du?«

Sie nickte bedrückt und verließ das Zelt.

Avery kniete neben dem Bett nieder. »Tom, alter Junge, kannst du mich hören?«

Alles Mitleid und all seine Freundschaft für Tom konnten seine quälende Sorge um Barbara nicht verdrängen. Barbara, o Barbara, dachte er, bitte, bitte, hoffentlich ist dir nichts geschehen!

»Tom, kannst du mich hören? Tom, wach auf!« Avery war über seine eigene harte Stimme erschrocken, aber er wollte wissen, was geschehen war, und mußte sich mühsam beherrschen, Tom nicht hochzuheben und die Wahrheit aus ihm herauszuschütteln.

Er erhielt jedoch keine Antwort. Tom hatte sich gerade noch bis zum Lager aufrecht zu halten vermocht, und dann war es mit seiner Kraft zu Ende gewesen.

Lieber Gott, laß ihn nicht sterben, betete Avery. Ich muß

doch wissen, wo Barbara ist!

Plötzlich wurde er ganz ruhig. Kalter Schweiß rann ihm über das Gesicht und in den Mund. Beschämt blickte er auf Tom herab — auf den vierzig Zentimeter langen Speerschaft, der aus seinem Rücken ragte, und die dunklen, getrockneten Blutflecken auf seinem Hemd.

»Es tut mir ehrlich leid, alter Junge«, murmelte er. »Ich hätte mich nicht so gehenlassen dürfen.«

Dann bückte er sich, um sich den eingedrungenen Speer genau anzusehen. Dabei murmelte er vor sich hin: »Erstens muß das Ding heraus... Zweitens gibt es nur eine Möglichkeit, es herauszubringen... Tom, halte es mir später nicht vor. Was auch passiert, halte es mir nachher nicht vor, Tom! Ich bin doch nur ein armer, unwissender Tölpel, der sein Bestes versucht.«

Er zog versuchsweise an dem Speer. Nichts geschah. Das Ding mußte wohl im Knochen oder in den Muskeln festsitzen.

Nun versuchte Avery es mit einem heftigen Ruck, aber alles, was dabei herauskam, war, daß Toms Körper ein paar Zentimeter vom Bett hochgezogen wurde und dann schwer und schlaff wieder zurückfiel. Ein dumpfes Stöhnen entrang sich Toms Kehle.

Lieber Gott, was mache ich bloß, dachte Avery. Was, zum Teufel, soll ich tun? Außerdem muß ich mich beeilen — Mary mußte bald zurückkommen.

Avery setzte nun einen Fuß auf Toms Rücken, faßte den Speer mit beiden Händen, stemmte sich mit aller Kraft dagegen und zog.

Der Speer kam tatsächlich heraus, und Tom schrie wie ein verwundetes Tier. Dann wurde er wieder bewußtlos. Avery befürchtete als Folge seiner Ungeschicklichkeit einen erneuten Blutstrom, aber nur ein dünnes Bächlein rieselte aus der Wunde. Der Speer fiel aus Averys zitternden Fingern zu Boden.

Mary kam mit Wasser und Verbandszeug aus der Erste-

Hilfe-Ausrüstung zurück. Ihr Anblick brachte Avery wieder zu sich.

Zunächst riß er Toms Hemd auf und legte die Wunde frei. Das Loch war kleiner, als er angenommen hatte. Vorsichtig begann er das Blut abzuwaschen. Es rann bereits langsamer heraus.

»Richard, wie geht es ihm?« fragte Mary leise. Es klang, als ob sie sich nur mühsam beherrschte.

Avery lächelte ihr beruhigend zu. »Ich glaube, er hat Glück gehabt«, sagte er. »Es scheint nichts Lebenswichtiges getroffen zu sein. Dein Tom ist eben ein zäher Bursche! Handstand wird er wohl einige Tage jetzt nicht machen können.«

Mary schien nur wenig erleichtert zu sein. »Ich wünschte, ich hätte helfen können. Ich komme mir so...« Ihre Stimme versagte. Sie säuberten die Wunde gründlich und preßten dann einen dicken Wattebausch darauf, um das Blut zu stillen. Während Mary die Watte auf die Wunde drückte, richtete Avery Tom auf und drehte ihn herum, um ihn verbinden zu können.

Bis Mary jedoch das restliche Hemd weggeschnitten hatte, war der Wattebausch schon vollständig mit Blut durchtränkt. Sie nahmen eine noch dickere Lage Watte — den ganzen Rest ihres Vorrats — und legten sie auch noch auf die Wunde. Dann begann Avery den Verband anzulegen, unter den Achseln über die Brust und am Rücken, so hoch es ging. Im ganzen verbrauchten sie vier Binden. Als Avery die letzte feststeckte, kam Tom überraschenderweise — oder vielmehr wunderbarerweise — wieder zu Bewußtsein.

»Mein Rücken brennt so«, murmelte er. »Was ist denn mit meinem Rücken los? Wer...« Er schlug die Augen auf und griff kraftlos nach Averages Arm. »Richard, hast du...?«

»Ja, der Speer ist 'raus. Halte dich nur schön ruhig. Die Operation war ja nicht gerade ein Meisterstück, aber der Patient lebt immerhin noch.«

»Darling«, sagte Mary, »wie fühlst du dich denn?«

Und Wunder über Wunder, Tom brachte so etwas Ähnliches wie ein Lachen zustande. »Wie ich mich fühle? Das ist eine gute Frage! Ich brauche unbedingt einen Whisky... Oh, mein Gott! Sie haben Barbara!« Die Erinnerung daran schien ihn wie ein Schlag zu treffen.

»Das hast du vorhin schon gesagt.« Avery bemühte sich, ruhig zu bleiben. »Nun fall bloß nicht wieder in Ohnmacht, bevor du alles erzählt hast!«

Mary holte eine Flasche Whisky und hielt sie Tom an die Lippen. Sie hielt sie jedoch zu hoch, und Tom hustete und spuckte und krümmte sich dabei vor Schmerzen. Der Whisky rann ihm über die Brust.

Endlich konnte er wieder sprechen, wenn auch nur mühsam. »Wir müssen in die Nähe ihres Lagers geraten sein... Nein, ich will ehrlich sein, ich wollte gern ihr Gebiet sehen. Ich weiß nicht mal, ob wir in der Nähe des Lagers waren. Wir folgten einem Fluß. Barbara meinte, es könnte der Fluß sein, den sie umgeleitet haben. Und dann standen wir plötzlich einem von diesen großen Burschen gegenüber. Er hatte Speere, und wir hatten Tomahawks. Zuerst starrten wir uns nur an, so überrascht waren wir beide. Dann zog er einen Speer, und ich schrie Barbara zu, sie solle fortlaufen. Der erste Speer verfehlte uns beide. Ich blieb stehen, um einen Tomahawk zu werfen, dann rannte ich Barbara nach. Und das nächste, was ich weiß, daß ich einen Speer im Rücken stecken hatte. Ich muß wohl ziemlich geschrien haben, denn Barbara wandte sich um und kam zu mir zurück. Und dann verlor ich das Bewußtsein.«

Tom blickte sehnsüchtig auf die Flasche Whisky, und Mary gab ihm noch einen Schluck. »Als ich wieder zu mir kam, war ich allein. Nur Barbaras Tomahawks lagen neben mir im Gras.« Er zögerte und blickte fort. »Es sah so aus, als ob es einen Kampf gegeben hätte...« Wieder zögerte er. »Das Blut am Boden schien aber nur meines zu sein... Mein Gott, hatte ich Schmerzen... ich dachte... ich dachte, das beste wäre, zu

sterben...« Er verstummte und begann plötzlich zu weinen. »Ich weiß nicht mehr, wie ich zurückgekommen bin«, stammelte er. »Ich mußte einfach zu euch... Sag doch etwas, Richard, sag etwas!«

Dies erzählen zu müssen, die Scham und der Jammer, alles zusammen war zuviel für Tom. Er war zwar noch bei Bewußtsein, aber der Kopf sank ihm auf die Brust, und die Tränen liefen ihm über das Gesicht, tropften vom Kinn auf die Brust und mischten sich mit Blut und Whisky. Das Schluchzen bereitete ihm Schmerzen, aber er konnte nicht aufhören. Behutsam legte ihn Avery auf das Bett zurück. »Es ist nicht deine Schuld, Tom«, sagte er mit einiger Überwindung. »Irgend etwas mußte ja früher oder später passieren. Es scheint, daß diese Menschen anders denken und fühlen als wir. Was jetzt auch geschieht — ich nehme an, daß der Kampf letztlich doch bis zum Ende ausgetragen werden muß.«

Aber Tom hörte ihm nicht mehr zu. Die Schmerzen, Erschöpfung und die große seelische Belastung waren zuviel für ihn gewesen, und Tom war von neuem in Bewußtlosigkeit gesunken.

Mary ergriff Averys Hand und hielt sie fest. »Was können wir tun?« fragte sie hilflos. »Oh, Richard, was können wir nur tun?«

Avery blickte sie geistesabwesend an. Dann kam er plötzlich zu sich. »Ich muß herausfinden, was mit Barbara ist, ob sie...« Er ließ den Satz unbeendet.

Seit einer guten halben Stunde saß Avery auf dem Ast eines ziemlich hohen Baumes und beobachtete das Lager der goldenen Leute, das nur etwa fünfzig Meter von ihm entfernt war

und das er bequem durch eine Lücke im dichten Laubwerk des Baumes sehen konnte. Bald würde die Sonne untergehen, und dann würde er handeln müssen.

Avery war kein Mensch, der etwas für Gewalttätigkeit übrig hatte, im Gegenteil, normalerweise erfüllte ihn der bloße Gedanke daran mit Furcht. Sein plötzlicher Haß auf diese Menschen, die so jäh seine kleine glückliche Welt zerstört hatten, war jedoch stärker als seine Furcht — so stark, daß er sogar Rachegelüste verspürte.

Er hatte seit dem Frühstück nichts mehr gegessen, aber er war weder hungrig noch müde, die Sorge um Barbara und der Haß waren ihm Nahrung genug.

Bevor er Lager Zwei verlassen hatte, war er noch einmal zum Fluß gegangen, um frischen Wasservorrat zu holen — Mary würde sicher eine Menge Wasser für ihren Patienten brauchen — und hatte auf dem Rückweg so viel Obst gesammelt, wie er nur tragen konnte. Auf diese Weise konnte er sicher sein, daß Mary Tom für eine ganze Weile nicht allein zu lassen gezwungen war, und als er sich überzeugt hatte, daß es im Lager nichts mehr für ihn zu tun gab, war er, bewaffnet mit zwei Messern und zwei Tomahawks, zum Lager der goldenen Leute aufgebrochen.

Der Weg hatte viel mehr Zeit in Anspruch genommen, als er erwartete — fast vier Stunden. Er nahm zunächst die ungefähre Richtung zum feindlichen Lager, in der Hoffnung, auf den Fluß zu stoßen, der die goldenen Leute mit Wasser versorgte. Endlich kam er an einen Fluß, welcher der richtige zu sein schien, aber nachdem er zwei Stunden lang seinem Lauf gefolgt war, mündete er an einem unbewohnten Küstenstrich ins Meer.

Glücklicherweise erkannte Avery die Gegend an einem seltsam geformten Felsen, der ihm auf seiner Wanderung mit Barbara um die Insel aufgefallen war. Das Lager der goldenen Leute mußte sich in einer Entfernung von etwa sechs Meilen befinden. Er wandte sich wieder landeinwärts und lief dann



parallel zur Küste durch den Wald, bis er auf den richtigen Fluß traf.

Danach bewegte er sich nur noch mit äußerster Vorsicht vorwärts.

Nachdem er das Lager gefunden hatte, suchte er nach einem günstigen Platz, von dem aus er das Lager beobachten konnte, und entschloß sich für einen Baum.

Bis hierher hatte er rein mechanisch gehandelt, wie ein von einem Motor angetriebener Roboter, aber was er jetzt sah, erfüllte ihn mit kalter Wut — denn er konnte Barbara sehen.

Sie war, soweit er beurteilen konnte, unverletzt, und das war wenigstens eine Erleichterung. Ihre Lage war jedoch so demütigend, daß er am liebsten mit schwingenden Tomahawks zu ihr geeilt wäre, um sie durch bloße Kraft und Entschlossenheit zu befreien. Entschlossenheit besaß er genug — aber Kraft? Es stand immerhin vier gegen einen, oder, Barbara mitgezählt, vier gegen zwei. Vier goldene Menschen gegen zwei kleine Erdenmenschen! Es blieb ihm nichts anderes übrig, als zu warten — auf die Dunkelheit zu warten und jene Gruppe dann zu überraschen. Er würde mehr Strategie als Kraft anwenden müssen.

Man hatte Barbara alle Kleider ausgezogen und ihr ein Seil um die Fußknöchel gebunden, an dessen anderem Ende ein schwerer Stein befestigt war. Sie konnte zwar laufen, aber dann mußte sie den Stein mit sich tragen, und sie konnte damit weder weit noch schnell gehen.

Die goldenen Leute machten sich offensichtlich über sie lustig. Barbara war ihr neues Spielzeug. Aus der Art, wie sie behandelt wurde, war ersichtlich, daß sie als ein Mittelding zwischen Sklavin und Schoßtier betrachtet wurde. Ab und zu griff einer der Männer im Vorübergehen nach ihr und versuchte, sie auf irgendeine Weise zu erschrecken. Zuerst hatte sie sich gewehrt, aber ein oder zwei Ohrfeigen, die sie umwarfen und halb besinnungslos machten, zeigten ihr, daß es zwecklos war,

sich aufzulehnen. Von da an versuchte Barbara, allen Demütigungen Gleichgültigkeit entgegenzusetzen. Dies schien besonders den Männern nicht zu gefallen, und so hatten sie sich etwas Neues ausgedacht, um eine Reaktion von Barbara herauszufordern.

Während einer der Männer sie festhielt, malte der andere mit einem Pinsel und einer Art blauer Farbe auf ihren Körper ein merkwürdiges Symbol, das fast so wie das griechische *Omega* aussah. Diese Prozedur schien sie außerordentlich zu erheitern, während die beiden Frauen, die ihnen zusahen, offensichtlich weniger begeistert waren. Eine der Frauen versuchte sogar, die Männer zurückzuhalten, wurde jedoch grob fortgestoßen.

Zum Abendessen setzten sich die goldenen Leute an ihren Tisch, während Barbara sich auf die Erde kauern mußte. Eine der Frauen gab ihr eine Schale mit Wasser und einen Holzteller, auf dem irgend etwas Eßbares lag, aber als die Männer dies bemerkten, nahmen sie Barbara den Teller fort. Ab und zu warfen sie ihr Brocken vom Tisch zu, aber als Barbara nichts davon anrührte, warf einer der Männer einen schweren Knochen, von dem er das Fleisch heruntergeschnitten hatte, nach ihr. Barbara wurde von dem Schlag umgeworfen. Das Gelächter, das diesen Zwischenfall begleitete, drang bis zu Avery hinüber, der immer noch auf dem Baum saß und darum betete, daß es dunkel werden möge.

Avery versuchte nicht daran zu denken, was Barbara empfinden mochte. Er versuchte, sich zu konzentrieren und einen wirksamen Plan zu entwerfen. Ein Plan! Er hatte schon mindestens zwanzig Pläne gemacht und wieder verworfen.

Eines war jedoch klar: Er mußte die goldenen Leute im für sie ungünstigsten Augenblick angreifen, und das bedeutete, daß er warten mußte, bis einige von ihnen sich für die Nacht zurückgezogen hatten. Avery hoffte, daß nur einer als Wache zurückbleiben würde. Wenn die Überraschung hinzukam, fühlte er sich einem der Supermänner gewachsen.

Als die Sonne unterging, häuften die goldenen Leute mehr Holz auf ihr Feuer. Und das Feuer brachte Avery auf einen Gedanken. Wenn es ihm gelänge, nachdem sie sich endlich zur Ruhe begeben hatten, rasch über den Wassergraben zu kommen und in den Eingängen der Hütten Feuer zu legen, dann konnte er dadurch wenigstens für kurze Zeit diejenigen, die sich drinnen befanden, dort festhalten, aber zunächst mußte er erst einmal in das Lager gelangen und die Wache ausschalten.

Der Plan war erst halbfertig in seinem Kopf, als er den Baum hinabkletterte, sich weitere hundert Meter vom Lager entfernte und im Dämmerlicht einen Haufen trockenes Gras und dürre Zweige sammelte. Allmählich nahm sein Plan immer mehr Gestalt an.

Der Graben war kein schwieriges Problem. An seiner breitesten Stelle mochte er etwa drei Meter betragen. Avery war überzeugt, daß er mit einem guten Anlauf drei Meter würde springen können. Ob er es allerdings auch mit einem Armvoll Gras und zwei Tomahawks schaffen würde, war natürlich fraglich.

Wenn also nur ein Mann Wache hielt, war sein Plan folgender: Er mußte über den Graben springen, den Wachmann mit dem Tomahawk niederschlagen, bevor dieser sich von der Überraschung erholt hatte, das Gras ins Feuer werfen und es dann in den Eingang zu einer der Hütten legen, weiter zur anderen Hütte laufen und den Bewohner niederschlagen, wenn er herauskam. Danach erst würde er sich um Barbara kümmern können.

Es war alles ganz einfach, dachte er zynisch. Er brauchte dazu lediglich eine gute Zeiteinteilung, hundert Prozent Glück und die gewünschten Reaktionen der goldenen Leute.

Als er genügend Gras und Zweige beisammen hatte, ging er zum Ufer des Flusses, der den Graben speiste, und beschmierte sich Gesicht und Körper mit Schlamm. Es war genau wie in den Wildwestfilmen! Avery lächelte grimmig in Gedanken an

den ehemaligen Schullehrer Richard Avery, der auf einem fremden Planeten vier Superwesen mit Gras und zwei selbstgefertigten Tomahawks angreifen wollte, um ein Mädchen zu befreien.

Im Schutz der Dunkelheit schlich er sich bis auf zwanzig Meter an den Graben heran und suchte nach der günstigsten Stelle, um hinüberzuspringen. Als er gefunden hatte, was er suchte, prüfte er den Sitz der beiden Messer und des einen Tomahawks in seinem Gürtel und setzte sich dann nieder, um zu warten. Das Bündel Gras hielt er im linken Arm, in seiner rechten Hand hatte er seinen Lieblingstomahawk.

Auch von hier aus konnte er Barbara sehen. Sie fror offensichtlich und kroch dicht an das Lagerfeuer heran. Es waren nur noch drei der goldenen Leute zu sehen, zwei Männer und eine Frau. Sie tranken etwas aus einer Art Krug, und Avery hoffte, daß es ein berauschender Trunk sein möge, denn die goldenen Leute wurden in der Tat immer fröhlicher und lauter. Dann bot einer der Männer Barbara etwas davon zu trinken an. Sie lehnte ab, und daraufhin packte der andere lachend ihr Haar, bog rauh ihren Kopf zurück und goß ihr die Flüssigkeit in die Kehle. Barbara fiel vornüber, hustend und spuckend. Der Hustenanfall brachte die andere Frau herbei, die in einer der Hütten gewesen war. Sie kniete neben Barbara nieder und schien sie trösten zu wollen. Dann ging sie zu den anderen hinüber, und Barbara nahm den Stein vom Boden und rückte von den Männern fort.

Avery umklammerte fest seinen Tomahawk. Stunden vergingen, und Avery begann schon zu fürchten, daß die goldenen Leute die ganze Nacht durchfeiern würden — vielleicht um ihren Sieg über eine unterlegene Rasse auszukosten. Endlich erhoben sich jedoch ein Mann und eine Frau, streckten sich, gähnten herzhaft und zogen sich dann in eine der Hütten zurück. Es blieben also noch zwei. Avery betete, daß der Mann auch noch gehen möge, während die Frau die erste Wache

übernahm. Ritterlichkeit zum Teufel — es würde sicher leichter sein, die Frau niederzuschlagen.

Eine Zeitlang sah es so aus, als ob beide zusammen wachen wollten, aber schließlich verschwand die Frau in der zweiten Hütte. Es blieben also der Mann — und Barbara. Barbara kauerte am entfernten Ende des Feuers und beobachtete den Mann, der ab und zu aufstand, eine Runde durch das Lager machte und in die Dunkelheit hinausspähte. Schließlich setzte er sich wieder auf eine Bank und schenkte sich noch einen Drink ein.

Er saß mit dem Rücken zu Avery. Avery fand, daß er lange genug gewartet hatte. Leise stand er auf, machte ein paar Lockerungsübungen, um die Steifheit aus seinen Gliedern zu vertreiben, und näherte sich dem Graben. Dann packte er das Bündel Gras und die Zweige fester und nahm Anlauf. Fast hätte er den Rand des Grabens verfehlt, aber dann landete er doch sicher auf der anderen Seite. Von diesem Augenblick an ging der Plan schief. Das erste, was passierte, war, daß Barbara einen halbunterdrückten Schrei ausstieß. Wie er da so mit schlammbeschmiertem Gesicht aus der Dunkelheit heranflog, mußte er wohl im ersten Augenblick wie ein Dämon aus der Hölle ausgesehen haben.

Als Barbara aufschrie, wandte sich der Mann um, und der Tomahawkschlag, der ihn eigentlich hätte fällen müssen, prallte an seinem harten Schädel ab. Aber dann fiel der Mann immerhin doch noch zu Boden.

Avery hatte keine Zeit, sich um ihn zu kümmern, und auch für Barbara hatte er nur einen kurzen Blick übrig. Er hielt das eine Ende seines Grasbündels ins Feuer, wartete, bis die Flammen auf die trockenen Zweige übergriffen, und rannte dann damit zu der Hütte, in der zwei der goldenen Leute schliefen. Dort warf er das brennende Bündel in den Eingang. Die Flammen schlugen hoch, die Zweige knackten und sprühten Funken, und dichter Rauch quoll hervor. Die Wirkung war noch besser, als Avery gehofft hatte.

Inzwischen hatte Barbara erkannt, was vorging, und versuchte verzweifelt, den Lederriemen, mit dem der Stein an ihr Fußgelenk gebunden war, zu lösen. Und jetzt brach Averys Plan endgültig zusammen. Anstatt sich zu vergewissern, daß der Mann, den er mit dem Tomahawk getroffen hatte, auch wirklich bewußtlos war, und dann neben der anderen Hütte zu warten, bis die Frau herauskam, rannte er nun zu Barbara, kniete neben ihr nieder und begann mit dem Messer an dem Lederriemen zu sägen. Bis jetzt hatten sie noch kein Wort miteinander gesprochen, und seit Averys Sprung über den Graben war noch keine Minute vergangen.

Plötzlich schrie Barbara auf. »Richard, paß auf!«

Avery ließ das Messer fallen und warf sich zur Seite. Die Spitze des Speeres bohrte sich in die Erde, dort, wo er gerade gekniet hatte.

Avery sprang auf die Füße und zog gleichzeitig den zweiten Tomahawk aus dem Gürtel. Er merkte nicht, daß er die Zähne fletschte und wie ein Raubtier knurrte — er sah nur den großen, furchteinflößenden Mann vor sich, dem das Blut aus einer Wunde am Kopf herabtropfte. Einen Mann, dem Wut und Schmerz aus den Augen sprachen, und der einen Speer in der Hand hielt — keine zwei Schritte von ihm entfernt.

Ich muß versuchen, nahe an ihn heranzukommen, dachte Avery verzweifelt, sonst bin ich verloren.

Als der Speer heranschwirte, gelang es Avery, ihn mit dem Tomahawk beiseite zu schlagen. Mit einem Wutschrei hob er den Tomahawk und holte aus. Was dann geschah, kam völlig unerwartet. Anstatt dem Schlag auszuweichen oder ihn zu parieren, knickte sein Gegner plötzlich in sich zusammen, und Avery, der die Wucht des Schlages nicht mehr abfangen konnte, wurde hilflos auf den gebeugten Rücken des goldenen Mannes geschleudert. Avery versuchte, noch einen flachen Schlag mit dem Tomahawk anzubringen, aber in diesem Augenblick richtete sich der goldene Mann auf, und Avery schlug einen

Purzelbaum in der Luft. Er landete flach auf dem Rücken am Boden und verlor für Sekunden die Besinnung. Als er die Augen aufschlug, sah er über sich die Spitze des Speeres und dahinter ein wutverzerrtes Gesicht.

Der Mann hob den Speer zum Todesstoß, aber plötzlich stand eine Frau neben ihm und rief ihm etwas zu. Es war nicht Barbara. Der Mann kümmerte sich nicht um die Frau, aber sein Gesichtsausdruck verwandelte sich in ein hämisches Grinsen.

Und jetzt erkannte Avery die Frau. »Zleetri«, schrie er und war sich gar nicht bewußt, daß er ihren Namen rief.

Als der Mann zustieß, packte sie den Speer mit beiden Händen und zog ihn zur Seite. Sie zog jedoch zu heftig, und zuviel Kraft saß hinter dem Stoß — der Speer bog sich durch und traf sie mitten in den Leib. Mit einem Schrei sank sie auf die Knie. Der Mann blickte erstaunt auf sie herab. Er schien kaum zu begreifen, was geschehen war.

Averys Gehirn begann wieder zu arbeiten, und er nutzte die Chance. Er sprang auf und rammte dem goldenen Mann seinen Kopf in den Solar Plexus. Der Mann stöhnte auf und krümmte sich zusammen. Avery half mit zwei kräftigen Faustschlägen in den feisten Nacken noch ein wenig nach, und als der massige Körper zu Boden fiel, warf er sich über ihn und begann den Kopf des goldenen Mannes mit Faustschlägen zu bearbeiten. Er wußte vor Wut nicht mehr, was er tat.

Barbara mußte ihn losreißen. Sie hatte während der letzten schrecklichen Minuten fieberhaft an dem Lederriemen gearbeitet, und endlich war es ihr gelungen, sich loszuschneiden.

»Richard! Richard«, rief sie angsterfüllt. »Hör auf, wir müssen hier fort!«

Er blickte sie verständnislos an. Dann ließ er den Kopf des goldenen Mannes auf die Erde sinken. Die goldene Frau lag stöhnend in einer großen Blutlache. Avery wußte, daß sie ihm das Leben gerettet hatte. Er wollte ihr gern helfen, aber er konnte es nicht. Um Barbaras willen konnte er ihr nicht helfen.

»Zleetri«, murmelte er sanft, »Zleetri.« Und impulsiv, im Gedanken an die Szene bei dem Vogelkäfigbaum, berührte er mit zwei ausgestreckten Fingern ihre Stirn.

Dann warf er einen raschen Blick auf die inzwischen brennende Hütte. Jeden Augenblick konnten die beiden anderen goldenen Menschen durch die Flammen herausspringen.

Avery ergriff Barbaras Hand. »Los, wir müssen über den Graben springen. Du mußt einen guten Anlauf nehmen, dann ist es nicht schwer.«

Barbara, nackt und barfuß, zögerte nur einen Augenblick, dann rannte sie los und sprang über das Wasser. Sie schaffte es jedoch nicht ganz und schlug dumpf am jenseitigen Grabenrand auf. Ihre Beine hingen im Wasser. Avery, der eine Sekunde später sprang, konnte sie gerade noch an den Armen fassen, bevor sie abzurutschen begann.

Während er sie hochzog, sah er, wie die beiden Bewohner der brennenden Hütte, noch halb verschlafen, durch die Flammen ins Freie liefen. Sie waren offensichtlich entsetzt über den Anblick, der sich ihnen bot.

Barbara schien bewußtlos zu sein. Avery nahm sie auf die Arme und trug sie in die schützende Dunkelheit hinein. Es tröstete ihn, daß eine sofortige Verfolgung kaum zu befürchten war.

Avery stolperte mit seiner Last etwa zweihundert Meter vorwärts, dann verließen ihn seine Kräfte, und beide fielen auf die Erde.

Barbara war von dem Sturz nur benommen. Ein paar Sekunden lang lagen sie stöhnend und keuchend nebeneinander, dann setzte Avery sich auf und horchte in die Dunkelheit hinein. Er vernahm nichts außer dem Wind, der leicht durch die Blätter der Bäume raschelte.

»Kannst du laufen?« fragte er mit heiserer Stimme.

»Ich... ich glaube schon. Aber ich fürchte, es geht nur langsam. Sie haben mir meine Schuhe weggenommen.«



»Lege deinen Arm um meinen Hals und stütze dich auf mich. Wenn ich mich etwas erholt habe, trage ich dich wieder ein Stück. Wir müssen so weit wie möglich vom Lager fortkommen. Bist du verletzt?«

»Ich glaube nicht. Und du?«

»Nein. Komm, wir müssen weiter. Alles andere hat bis später Zeit.«

»O Darling«, sagte Barbara nur, und weiterer Worte bedurfte es auch nicht. Es klang Avery wie Musik in den Ohren.

Sie humpelten eine ganze Weile schweigend durch den Wald, dann trug Avery sie ein Stück, und danach gingen sie wieder. Sie schienen schon ziemlich lange gelaufen zu sein — aber Avery schätzte, daß sie nicht mehr als zwei Meilen zurückgelegt hatten, als Barbara zu weinen begann.

»Was hast du, Darling?«

»Es tut mir leid, Richard, aber ich kann nicht mehr!«

»Dann werde ich dich tragen.«

»Nein, bitte ... ich bin ganz durcheinander...«

»Zum Teufel, das ist wohl nicht ganz der richtige Augenblick dafür«, sagte er plötzlich wütend. »Jetzt geh weiter, verdammt noch mal, oder laß mich dich wenigstens tragen. Morgen werde ich mich wieder zivilisiert betragen, aber jetzt geht es doch ums Überleben!«

Barbara sagte nichts mehr und ließ sich tragen, aber ihr Weinen verstärkte sich zu herzerreißendem Schluchzen. Schließlich setzte er sie ab.

»Was ist denn nur mit dir?« fragte er rauh. »Du mußt doch verletzt sein.«

»Ach, Darling«, schluchzte sie. »Ich bin nicht verletzt... oder zumindest hoffe ich es. Ich wollte... ich habe mich so gefreut, es dir zu sagen, aber nicht so... Mir ist so komisch... und... und...« Sie konnte vor Schluchzen nicht mehr weiterprechen.

»Liebes, was ist denn?« Diesmal war seine Stimme liebevoll.

»Jetzt sind wir in Sicherheit. Wir können hierbleiben, wenn du willst. Ich glaube nicht, daß sie jetzt schon hinter uns herkommen. Sie haben genug mit sich selbst zu tun.«

»Oh, Richard, ich bekomme ein Baby, und ich habe solche Angst um das Kind!« Sie zitterte. »Ich fühle mich gar nicht gut, so, als ob etwas nicht stimmt.«

Er nahm sie fest in die Arme und murmelte zärtliche, unwichtige Dinge.

»Hab keine Angst, Liebes«, flüsterte er dann. »Wir werden jetzt hierbleiben, und sobald es hell wird, bringe ich dich nach Hause.«

Er gebrauchte das Wort »nach Hause« ganz selbstverständlich. Zu Hause waren sie in Lager Zwei bei Tom und Mary. »Zu Hause sein« war ein Begriff, dessen wahre Bedeutung sie erst auf einem fremden Planeten, Lichtjahre entfernt von der Erde, begriffen hatten.

Sie schliefen nicht. Richard erzählte Barbara, wie Tom zurückgekommen war und wie er, Avery, den Speer herausgezogen hatte. Sie betrachteten die Sterne und gaben ihnen Namen. Und sie dachten an ihr Kind und beteten, daß es ihnen nicht genommen werde.

Sie sprachen über viele Dinge, nur nicht über die goldenen Leute, und als sich der erste Tagesschimmer zeigte, streckten sie die müden und schmerzenden Glieder und stolperten weiter in Richtung Lager Zwei.

Das ungute Gefühl in Barbaras Magen war abgeklungen. Als sie jedoch im frühen Morgenlicht die seltsamen Symbole sah, die man auf ihren Körper gemalt hatte, mußte sie sich plötzlich erbrechen.

Sie erreichten Lager Zwei erst gegen Mittag. Avery hatte Barbara sein schlammbeschmutztes Hemd gegeben. Sie waren beide müde, erschöpft und niedergeschlagen und kamen nur langsam voran. Anstatt sofort zum Lager zurückzukehren, liefen sie zuerst an den Strand. Barbara wollte unbedingt baden. Es bedeutete ihr mehr, als nur die blaue Farbe abzuwaschen — es war eine symbolische Reinigung nach der Demütigung durch die goldenen Leute. Für Avery hatte das Bad einen rein praktischen Wert: Er war noch immer von oben bis unten mit getrocknetem Schlamm bedeckt, der ihn allmählich zu jucken begann. Nach dem Bad fühlten sie sich wohler. Ihre Stimmung hob sich, und sie freuten sich ganz einfach, daß sie noch am Leben waren.

Sie ließen sich von Wind und Sonne trocknen, dann zog Barbara wieder Richards Hemd über, und schließlich wanderten sie am Strand entlang nach Hause.

Im Lager erwartete sie eine freudige Überraschung — Tom konnte bereits wieder aufstehen und laufen, wenn er auch noch keine Lust verspürte, die Leiter herunterzusteigen und das Lager zu verlassen. Sein Körper, gestählt durch das einfache Leben in freier Natur, hatte sich wesentlich rascher erholt, als dies noch vor einem Jahr bei einer ähnlichen Verletzung der Fall gewesen wäre.

Tom sah sie kommen und winkte begeistert — ungeachtet der Schmerzen, die ihm diese Bewegung bereitete. Mary lief ihnen vorsichtig entgegen — sie war inzwischen rundlich genug, um einen ruhigen Schritt vorzuziehen.

Barbara und Mary umarmten sich und begannen — nach den ausgestandenen Aufregungen und Ängsten nicht verwunderlich

— zu lachen und zu weinen.

Sowohl Avery als auch Barbara hatten Heißhunger. Es war kein Fleisch im Lager, und so mußten sie zunächst mit Früchten den ärgsten Hunger stillen. Dann ging Avery zum Felstümpel, um Krebse zu holen, während Barbara ihren Bericht beendete.

Nachdem die Krebse gekocht und gierig verschlungen worden waren, leisteten sie sich den Luxus eines guten Schluckes Whisky. Viel Whisky war allerdings nicht mehr übrig, denn Tom hatte in der Zwischenzeit eine weitere der wenigen verbliebenen Flaschen geleert — zu rein medizinischen Zwecken, wie er zu seiner Entschuldigung angab.

Jetzt brauchte Barbara auch nicht länger die Stütze des Whisky — sie hatte eine viel stärkere Stütze gefunden.

Mary brachte dies zum Ausdruck, als sie ihr Glas hob: »Auf uns vier — und eine Art Liebe, die uns vier einschließt.«

Avery fand, daß dies ein bemerkenswerter Ausspruch war. Sicher, im tieferen Sinn konnte er weder Mary noch Tom so lieben, wie er Barbara liebte, aber dennoch liebte er sie. Sie waren seine Freunde und seine Familie geworden. Sie gehörten zu ihm, und ohne sie würde er nicht er selbst sein.

Am Nachmittag begab sich Avery zu ihrer Kaninchentypkolonie, um das Lager wieder mit Fleischvorrat zu versorgen. Obgleich er den anderen gegenüber nichts davon sagte und obgleich er immer noch gehobener Stimmung war, daß er Barbara heil und sicher wieder hatte zurückbringen können, war er doch überzeugt, daß der Kampf mit den goldenen Leuten keineswegs vorüber war. Sie hatten zwar eine schwere Niederlage hinnehmen müssen, und einer von ihnen war vielleicht tot oder schwer verletzt, aber nach allem, was Avery von ihnen wußte, würden sie es nicht dabei belassen.

Avery blickte sich auf seinem Weg mehrmals vorsichtig um, machte Umwege und wartete im Gebüsch, ob sich ein Verfolger zeigte. Aber niemand war zu sehen.

Bis sie mit den goldenen Leuten Frieden schließen oder sie endgültig überwinden konnten, würden die Bewohner von Lager Zwei sich daran gewöhnen müssen, in ständigem Krieg zu leben.

Als sie nach dem Abendessen am Feuer saßen, brachte Tom das Gespräch auf die goldenen Leute und ihre möglichen Reaktionen. »Wenn ihr mich fragt«, begann er, »dann werden diese speer-schwingenden Bastarde versuchen, sich an uns zu rächen. Ich hoffe nur, daß sie damit warten, bis ich wieder aktiv im Dienst bin.«

»Wahrscheinlich haben sie erst einmal genug für ein paar Tage«, bemerkte Avery, aber er glaubte es selbst nicht.

»Es gibt wenigstens einen Trost«, meinte Mary. »Es wird Ihnen schwerfallen, uns im Lager anzugreifen.«

»Ich hoffe nur, daß sie es versuchen«, sagte Barbara heftig. »Nichts würde mir mehr Vergnügen bereiten, als ihnen ein paar große Felsbrocken auf die Köpfe zu werfen! Diese kraftstrotzenden Wilden!«

Avery lächelte. »Wir wollen hoffen, daß dieses Vergnügen noch Zeit hat, bis...« Er zögerte. Er wollte sagen, bis Tom wieder gesund ist, bis ihr beide eure Babys bekommen habt und bis wir alle an Altersschwäche gestorben sind. Statt dessen fuhr er fort: »... bis wir uns alle etwas erholt haben. Was mich betrifft, so wäre ich ganz zufrieden mit allgemeinem Waffenstillstand — wenn sie damit einverstanden wären.«

»Dafür sind sie aber bestimmt nicht zu haben«, sagte Tom.

»Nein«, erwiderte Avery und unterdrückte ein Schaudern. »Ich glaube es auch nicht. So, ich denke, es ist Zeit für dich und Mary, zu Bett zu gehen. Ihr seht beide ziemlich angegriffen aus. Ich werde die erste Wache übernehmen, und dann kann Barbara die zweite halten.«

»Wir wachen zusammen«, erklärte Barbara entschieden.

»Aber ihr beide habt heute die ganze Arbeit getan«, wandte Mary ein. »Tom und ich können ruhig...«

»Das ist ein Befehl«, sagte Avery lächelnd. »Bin ich der Expeditionsleiter oder nicht?«

»Nein«, grinste Tom. »Du bist nur ein Pfadfinder mit Größenwahn.« Er wandte sich zu Mary. »Komm! Wenn wir nicht tun, was der böse Mann sagt, werden wir keine Medaille für gutes Betragen bekommen.«

Trotz ihres Protestes sah Mary erleichtert aus, als sie Tom ins Zelt folgte.

Barbaras Befürchtungen, daß sie durch die Aufregungen des Vortages ihr Baby verlieren könnte, schienen sich nicht zu erfüllen. Sie fühlte sich wieder ganz normal und freute sich auf das Kind.

Während der Wache dachten sich Richard und Barbara Namen für das Baby aus. Avery wollte das Kind Jason nennen, wenn es ein Junge war, aber Barbara gefiel dieser Name nicht. Sie war für Andrew, aber Avery hatte unter seinen Schülern einen besonders ungezogenen Jungen gehabt, der Andrew hieß, und somit schied Andrew aus. Das Spiel — ein wunderbares Spiel — zog sich Stunden hin, wie es ihnen schien. Sie schlossen einen Kompromiß und einigten sich auf Dominic. Dann begannen sie mit Mädchennamen.

Und dann ereignete sich die Tragödie.

Plötzlich hörten sie ein tiefes Stöhnen aus dem Zelt — sie hätten nicht sagen können, ob es Tom oder Mary gewesen war. Aber dann wurde aus dem Stöhnen ein hoher, spitzer Schrei, und sie wußten, daß es Mary war.

Tom stürzte aus dem Zelt. »Um Gottes willen, helft mir!« stammelte er. »Mary... es ist etwas mit Mary...«

Barbara hatte Angst vor einer Fehlgeburt gehabt, Mary hatte gar nicht daran gedacht. Die Anstrengungen und Ängste der vergangenen zwei Tage waren jedoch zuviel für sie gewesen.

Es gelang Avery und Barbara, Tom von Mary fortzuziehen — Avery übertrug ihm offiziell die Wache —, während sie versuchten, zu helfen, so gut sie es vermochten.

Weder Avery noch Barbara waren je bei einer Geburt dabei gewesen, aber glücklicherweise hatte Barbara einige nützliche Kenntnisse in ihrer Rolle als Fernseh-Krankenschwester in einem imaginären Krankenhaus erworben, die ihr jetzt zugute kamen.

Die Wehen kamen rasch hintereinander und ziemlich heftig. Und so verlief barmherzigerweise die ganze Fehlgeburt. Nach zwanzig Minuten hielt Avery den kleinen Körper des fünf Monate alten Babys in seinen blutigen Händen. Es war so winzig, daß es genau in seine Hand paßte.

»Wickle es ein!« befahl Barbara mit harter Stimme. »Wickle es ein, und bring es weg!«

Mary weinte bitterlich, und Barbara versuchte, sie zu trösten.

Avery fand ein Stück Stoff und wickelte das Kind behutsam hinein. Dann verließ er mit dem kleinen Bündel das Zelt.

Er wollte gerade die Leiter hinabsteigen, um es fortzubringen, aber Tom hielt ihn zurück.

»Ich möchte mein Kind sehen!«

»Tom, es ist ...«

»Ich will mein Kind sehen!« rief Tom mit harter Stimme.

Avery schlug vorsichtig das kleine Bündel auseinander. Im flackernden Schein des Feuers starrte Tom auf die runzeligen und merkwürdig friedlichen Züge des winzigen Menschleins.

»Es wäre ein netter kleiner Bursche geworden, nicht wahr?« brachte Tom mühsam heraus. »Es war doch ein Junge?«

»Ich weiß es nicht«, erwiderte Avery. »Es tut mir leid. Soll ich nachsehen?«

»Nein. Wir wollen ihn nicht stören. Er hat seine Ruhe verdient, nicht wahr?«

Avery versuchte vergeblich, die Tränen zurückzuhalten, die unaufhörlich über seine Wangen liefen.

Die beiden Männer starrten stumm auf das Kind, und ihre Tränen benetzten das merkwürdig weise Gesichtchen — ein Gruß und ein Abschied von dieser Welt zugleich.

»Ich gehe jetzt wohl besser zu Mary«, sagte Tom endlich.  
»Sie wird mich jetzt brauchen.«

»Tom, ich...«, Avery schluckte und wußte nicht, was er sagen sollte.

Und seltsam, jetzt war es Tom, der *ihn* tröstete. »Richard«, sagte er ruhig, »du brauchst nichts zu sagen. Ich weiß. Er hätte uns allen gehört. Und so wird es von nun an immer sein. Was auch geschieht, es wird uns immer gemeinsam betreffen. Ich gehe jetzt zu Mary. Wir werden darüber hinwegkommen.«

Tom ging mit schweren Schritten zum Zelt hinüber, und Avery deckte liebevoll das Kind wieder zu.

## 25

Avery begrub das Baby erst im Morgengrauen, denn Barbara wollte nicht zulassen, daß er das Lager während der Dunkelheit verließ.

In dieser Nacht schlief keiner mehr. Körperlich war Mary in besserer Verfassung, als sie alle zu hoffen gewagt hatten, aber sie war wie erstarrt vor Schmerz. Sie konnte nicht mehr weinen, und der Schmerz lag wie ein Stein in ihrer Brust, dessen scharfe Kanten nur die Zeit abschleifen konnte.

Im ersten Tageslicht verließ Avery das Lager mit dem nun kalten Bündel und suchte sich als Grabplatz einen großen Baum an dem Fluß aus, wo sie ihr Trinkwasser holten.

Hier wird es dem Baby gefallen, dachte er unsinnigerweise, im

kühlen Schatten und in der Nähe des rauschenden Wassers. Hier wird es auch nicht so allein sein, wir kommen ja jeden Tag her...

Er begann, mit seinem Tomahawk ein Loch zu graben, und als es tief genug war, legte er das Baby in die sonnenwarme



Erde.

Averys Glaube an Gott war nicht sehr ausgeprägt, aber jetzt empfand er Dinge, denen er Ausdruck verleihen mußte.

»Hiermit«, begann er mit ruhiger, aber fester Stimme, »übergebe ich einen Teil jener, die ich liebe, und einen Teil der Erde dem Boden einer fremden Welt. Hätte dieses Kind gelebt, würde es in diese fremde Welt hineingeboren worden sein. Vielleicht wäre es sogar der erste Mensch einer intelligenten Rasse gewesen, der auf diesem Planeten geboren wurde... Aber das weiß ich natürlich nicht. Es gibt so vieles, was ich nicht weiß. Ich weiß nicht einmal, weshalb wir von der Erde hierhergebracht wurden, oder warum Gott — wenn es einen Gott gibt — diesem Kind das Recht zu leben verweigerte. Aber ich weiß, daß durch dieses Begräbnis zwischen uns und diesem Ort ein Band geschaffen wird, das nicht zerrissen werden kann. Mehr kann ich nicht sagen, und mehr gibt es wohl auch nicht zu sagen. Außer... im Namen von Tom und Mary, Barbara und mir... Amen.«

Niedergedrückt begann Avery das Grab mit Erde zu bedecken, und nachdem er die Oberfläche des kleinen Hügels glattgeklopft hatte, kehrte er zum Lager zurück.

Das Frühstück verlief schweigend und bedrückt. Mary konnte zwar laufen, zog es jedoch vor, im Zelt zu bleiben. Sie starrte wie leblos vor sich hin und aß nichts. Die anderen hatten jedoch Hunger, obgleich sie sich ihres Hungers schämten.

»Glaubst du, daß du diese Steine schon heben kannst, Tom?« fragte Avery plötzlich und deutete auf den Vorrat an Anti-Belagerungsmunition, den sie um das Lager herum aufgehäuft hatten.

Tom hob überrascht die Augenbrauen. »Ich kann sie aufheben, und ich kann sie sogar werfen. Meine unverletzte Schulter ist so kräftig wie eh und je.«

»Dann zeige, was du kannst.«

Tom erhob sich und nahm einen der Steine auf. »Was be-

zweckst du damit?«

»Wirf ihn, so weit du kannst!«

Da das Lager hoch über dem Strand lag, gelang es Tom, den Stein etwa dreißig Meter weit zu werfen — aber die Anstrengung ließ ihn schmerzlich zusammenzucken.

Avery schien jedoch zufrieden zu sein. Er wandte sich an Barbara. »Glaubst du, daß du das auch kannst?«

»Jetzt ist nicht ganz der richtige Augenblick für Spiele, Richard!«

»Es ist kein Spiel. Versuche es!«

Barbara übertraf Tom um gute zehn Meter.

»Nicht schlecht«, meinte Avery. »Falls Lager Zwei angegriffen werden sollte, glaube ich, daß ihr beide die Festung eine ganze Zeitlang halten könnt — vorausgesetzt, daß ihr nicht vergeßt, den Speeren auszuweichen.«

»Ich bin gar nicht darauf aus, ein zweites Mal durchlöchert zu werden«, bemerkte Tom grimmig. »Aber schließlich haben wir ja noch den Revolver, und du bist auch noch da. Wenn sie also versuchen sollten, unser Lager zu stürmen — und ich hoffe sogar, daß sie es versuchen —, würde es sicheren Selbstmord für sie bedeuten.«

»Ihr werdet den Revolver nicht haben, und ich bin auch nicht da«, gab Avery zurück, »jedenfalls einige Stunden lang nicht. Außerdem will ich nicht wissen, ob ihr ein Massaker veranstalten könnt, sondern ob ihr fähig seid, die Festung zu halten.«

Jetzt begriff Tom. »Wir können die Festung halten, wenn es nötig ist. Aber warum willst du nicht noch ein paar Tage warten, dann...«

»Warten erscheint mir nicht angebracht«, unterbrach Avery kurz.

Barbara wollte nicht begreifen. »Richard, du kannst doch nicht ausgerechnet heute fortlaufen. Wir sind doch gerade erst zurückgekommen, und Fleisch ist auch genug da. Und außerdem können wir Mary nicht...«

»Mary wird schon zurechtkommen«, sagte Tom sanft. »Mache dir keine Sorgen, Barbara. Bis jetzt sind wir mit Richard nicht allzu schlecht gefahren. Er weiß schon, was er tut.«

Jetzt konnte Barbara nicht mehr umhin, zu verstehen, was Avery vorhatte. »Darling, du kannst doch unmöglich...«

»... einen Mord begehen«, fuhr Avery fort. »Das habe ich auch gedacht. Aber seit gestern habe ich aufgehört, ein zivili-sierter Mensch zu sein. Wir wollen nichts anderes, als in Frieden leben, und so, wie die Dinge jetzt stehen, erwartet uns nur noch ein Leben in ständiger Furcht. Wenn wir nichts unternehmen, kann mir leicht das passieren, was Tom passiert ist, und du erwartest ein Kind. Ich möchte es nicht riskieren, daß es dir so geht wie Mary.«

»Ich stimme völlig mit dir überein«, sagte Tom ernst. »Übrigens ist mir gerade eingefallen, daß die goldenen Leute vielleicht etwas Ähnliches wie unser Schießeisen bei sich haben könnten.«

»Na, dann viel Glück«, brummte Avery grimmig. »Ich bin kein Held, und so werde ich sie lieber nicht zum Duell fordern. Ja, ich nehme an, daß, wer immer uns alle hierhergebracht hat, dafür gesorgt hat, daß alles gerecht verteilt ist. Wenn ich schon kämpfen muß, dann auch richtig. Keine Heldentaten, sondern einfacher, ehrlicher Mord — so gefahrlos und sicher wie möglich durchgeführt...«

»Mein Lieber, es tritt immer mehr zutage, wie wenig du dich zum Schullehrer geeignet hast«, sagte Tom in dem Versuch zu scherzen.

»Darling, komm gesund zurück«, sagte Barbara. »Komm nur wieder zurück!«

Avery küßte sie zum Abschied. »Achte auf Mary, und sage ihr, daß ich zur Jagd gegangen bin.« Er lachte bitter auf. »Im Grunde genommen stimmt es ja sogar.«

Avery nahm den geladenen Revolver und außerdem noch zwölf Patronen zum Nachladen, einen Tomahawk und ein

Messer mit und machte sich auf den Weg zum Lager der goldenen Leute, um Rache zu nehmen.

Jetzt wußte er auch, welche Richtung er einschlagen mußte, und hoffte, das feindliche Lager in knapp zwei Stunden zu erreichen.

Aber nun begannen seltsame Dinge zu geschehen, Dinge, die er fast als böses Vorzeichen deutete. Zweimal verfring sich sein Fuß in freiliegenden Baumwurzeln, so daß er zu Boden stürzte. Einmal sah er ganz in der Nähe eine kleine Familie von Rhinotypen und mußte einen großen Umweg machen. Ein Rhinotyp wäre kein Problem gewesen, aber fünf davon forderten Respekt.

Endlich gelangte er zu dem Fluß, der die goldenen Leute mit Wasser versorgte. Er gelangte allerdings nicht nur an den Fluß, sondern er fiel auch noch hinein — da er zu nahe am Rand entlangging und die Erde unter ihm plötzlich nachgab. Als er wieder auftauchte, sah er vom gegenüberliegenden Ufer einen länglichen Schatten ins Wasser gleiten. Hastig kletterte er ans Ufer, und als er angsterfüllt zurückblickte, sah er das ›Krokodil‹ müßig auf dem Wasser dahintreiben.

Erst nachdem er schon eine Meile weitergelaufen war, merkte Avery, daß er den Revolver verloren hatte. Lauthals fluchend rannte er wieder zum Fluß zurück. Das ›Krokodil‹ schwamm immer noch im Wasser. Er begnügte sich damit, den Uferrand abzusuchen, aber er fand den Revolver nicht. Schließlich gab er es auf.

Nun hatte er nur den Tomahawk und ein Messer. Das Vernünftigste wäre natürlich gewesen, ins Lager zurückzukehren. Jeder vernünftige Mensch hätte sich gesagt, daß nach einem solchen Beginn der Plan kaum ein günstiges Ende finden dürfte, aber Avery war nicht länger ein vernünftiger Mensch. Er war von dem Gedanken an Rache besessen.

Er verfluchte das ›Krokodil‹ er verfluchte den Revolver, und er verfluchte die goldenen Leute — aber er ging stur weiter.

Eine halbe Stunde später hatte er das feindliche Lager erreicht.

Vorsichtig näherte er sich und beobachtete es eine ganze Weile aus sicherer Entfernung. Kein Lebenszeichen war zu sehen — nicht einmal ein Feuer brannte. Also war niemand zu Hause. Avery wartete noch etwas länger, um auch ganz sicher zu gehen, und dann schritt er einfach auf das Lager zu und überquerte mutig die Brücke, die diesmal über den Graben gelegt war.

Avery sah, daß die Hütte, in deren Eingang er das brennende Gras geworfen hatte, unbeschädigt geblieben war — nur der Türrahmen war verkohlt. Mißtrauisch blickte er um sich, und plötzlich hörte er ein Geräusch und wußte, daß er nicht allein im Lager war.

Aus der unbeschädigten Hütte drang ein dumpfes Stöhnen. Avery schlich auf Zehenspitzen heran und lauschte. Erneutes Stöhnen kam aus der Hütte. Avery ertrug die Spannung nicht länger und sprang plötzlich mit erhobenem Tomahawk und gezücktem Messer durch den Eingang in die Hütte. Dann blieb er wie angewurzelt stehen.

Auf einem Lager in der Ecke des Raumes lag die Frau, die ihm das Leben gerettet und den Speerstoß abgefangen hatte, der für ihn bestimmt gewesen war. In ihrer Hand hielt sie einen kleinen dunklen Gegenstand von der Form eines Eies mit einem Griff. Die Spitze des Eies war auf ihn gerichtet, und es schien Avery, als ob in der Mitte etwas glänzte, aber das konnte auch eine optische Täuschung sein.

Zleetri trug um den Leib einen dicken Verband, der bereits durchgeblutet war. Sie blickte Avery starr entgegen, und wieder rang sich ein Stöhnen über ihre Lippen. Sie war nicht mehr die kraftvolle, unabhängige, goldene Frau wie bei ihrer ersten Begegnung, sondern nur noch ein von Schmerz und Einsamkeit gequältes Häufchen Elend. Zleetri lag im Sterben.

Avery schämte sich, als er daran dachte, weshalb er hergekommen war. Jetzt konnte er nur noch daran denken, daß sie

sterben mußte. Langsam legte er seinen Tomahawk und das Messer auf den Boden. Der eiförmige Mechanismus in ihrer Hand folgte jeder seiner Bewegungen.

»Zleetri«, sagte er, »es tut mir so leid.« Er machte einen Schritt auf sie zu, und in diesem Augenblick blitzte der glänzende Mittelpunkt des Dinges in ihrer Hand auf, und Avery spürte ein scharfes Brennen auf der Haut. Aber dann hörte das Blitzen auf und gleichzeitig auch das Brennen. Zleetri legte das Instrument auf ihre Brust und lächelte ihn an.

Avery ging zu ihr und kniete neben ihrem Lager nieder.

»Rie-char«, sagte sie. »Rie-char.«

Avery nahm ihr die Waffe aus den kraftlosen Fingern und legte sie beiseite. Dann nahm er Zleetris Hand in die seine.

O Gott, dachte er, warum können wir nicht miteinander reden? Warum gibt es so sinnlose dumme sprachliche Schranken zwischen uns?

»Rie-char«, stöhnte sie und umklammerte seine Hand. Sie konnte nichts als seinen Namen sagen, aber ihre Augen baten ihn stumm um Hilfe.

Er erinnerte sich wieder an das Zeichen, das sie gemacht hatte, berührte ihre und seine Stirn mit zwei Fingern und murmelte: »Liebe Zleetri, liebe Feindin, liebe Freundin. Warum konnten wir keinen Weg finden, um miteinander zu leben... Weißt du, daß du und deinesgleichen uns Menschen schön und bewundernswert erscheinen? Wir haßten euch, aber wir bewunderten euch auch, während ihr, wie ich glaube, uns nur verachtet und vielleicht unterschätzt habt. Ich wünschte, ich könnte dir helfen. Du warst eine so stolze und schöne Frau. Ich wünschte so sehr, ich könnte dir helfen...«

»Rie-char!« Ein hoher Schrei drang aus ihrer Kehle, und Zleetri krümmte sich vor Schmerzen. »Rie-char!« Sie deutete auf das eiförmige Ding, das er ihr fortgenommen hatte.

Avery verstand sie — zumindest dachte er, daß er verstand, was sie wollte, und legte ihr die Waffe in die Hand.

Sie versuchte, das spitze Ende auf ihre Brust zu richten. Sie versuchte es zweimal, und jedesmal entglitt ihr das Ding aus den zitternden Fingern. Dann bat sie ihn mit den Augen um Hilfe. Avery nickte. Dann küßte er sie zart auf die Stirn. Zleetri brachte ein kleines Lächeln zustande — es war fast wie ein Anflug von Stolz, der über ihr Gesicht huschte, und er wußte, daß er sie mit dem Kuß nicht beleidigt hatte.

Er nahm die Waffe, legte sie ihr in die Hand, so daß ihr Zeigefinger einen kleinen Knopf berührte, und stützte dann ihren Arm. Jetzt war die Waffe auf ihre Brust gerichtet. »Zleetri«, sagte er leise. »Schlafe wohl!«

Zleetri drückte auf den Knopf. Ein dünner, greller Lichtstrahl entfuhr der Waffe — aber ohne jeden Laut. Im gleichen Augenblick wurde auf ihrer Brust ein kleines nadelkopfgroßes Loch sichtbar.

Zleetri seufzte erleichtert auf. Dann fiel ihr Kopf zur Seite.

Zleetri war tot.

Es dauerte eine Weile, bis Avery mit seinen Gedanken wieder in die Gegenwart zurückkehrte. Sein Gehirn begann wieder zu arbeiten.

Wenn Zleetri allein gelassen worden war, dann bestimmt nicht, weil die anderen drei alle auf Jagd gegangen waren. So gefühllos konnten sie wohl kaum sein. Wenn sie jedoch nicht jagten und niemand da war, dann konnte das eigentlich nur Schlimmes bedeuten. Avery ergriff hastig seine Waffen. Dann fiel ihm etwas ein. Er ging zu Zleetris Lager zurück und nahm die eiförmige Waffe an sich.

Schließlich verließ er die Hütte.

Draußen warf er die Waffe der goldenen Leute in den Graben. Im Laufschrift überquerte er die Brücke und rannte fast den ganzen Weg zum eigenen Lager zurück. Er versuchte, sich nicht auszumalen, was in Lager Zwei geschehen mochte. Was für ein verdammter Narr war er gewesen, ausgerechnet an diesem Tag die goldenen Leute überfallen zu wollen. Er und die

drei ›Goldenen‹ mußten auf ihrem Racheweg ziemlich nahe aneinander vorbeigelaufen sein.

Er war noch eine halbe Meile vom Lager entfernt, als er über den Bäumen eine Rauchwolke aufsteigen sah. Ausgepumpt und mit wildhämmerndem Herzen blieb er stehen, um wieder zu Atem zu kommen. Die Rauchwolke war für ein gewöhnliches Lagerfeuer viel zu dick.

Von nun an bewegte er sich vorsichtig und hielt sich unter den Bäumen in Deckung, bis er nur noch etwa siebzig Meter von der Felsenfestung entfernt war.

Jetzt konnte er auch sehen, woher die dicke Rauchwolke kam. Lager Zwei direkt anzugreifen, war ziemlich schwierig, und so versuchten die goldenen Leute, die Bewohner der Festung auszuräuchern. Während die beiden Männer die Verteidiger mit Steinwürfen in Atem hielten — die Speere schienen sie sich für später aufheben zu wollen —, schoß die Frau aus einer Entfernung von fünfzig Metern Feuerpfeile ins Lager.

Die Frau mit der Armbrust und den Feuerpfeilen ging äußerst methodisch vor. Sie hatte ein kleines Feuer entfacht und tauchte regelmäßig die präparierten Pfeilspitzen in die Flammen, bevor sie die Pfeile zielsicher hinüberschoß. Sie stand keine zwanzig Meter von Avery entfernt, wandte ihm jedoch glücklicherweise den Rücken zu.

Eines der Zelte von Lager Zwei war verschwunden — wahrscheinlich zu Asche verbrannt, vermutete Avery, und das zweite brannte bereits. Mary — zumindest hielt er die Gestalt für Mary — versuchte offenbar, das Feuer niederzukämpfen, während die anderen beiden die Angreifer mit ihrer Anti-Belagerungsmunition in Schach hielten. Einer der goldenen Männer versuchte immer wieder an den Felsen heranzukommen, um hinaufklettern zu können, während die anderen beiden sich bemühten, ihm Deckung zu geben. Bis jetzt schienen die Angreifer, abgesehen von dem Schaden durch die Feuerpfeile, gegenüber den Bewohnern von Lager Zwei nicht im Vorteil zu



sein. Es war allerdings möglich, daß die Schlacht erst vor kurzem begonnen hatte. Wenn das Lager sich jedenfalls zu ebener Erde befunden hätte, wäre die Schlacht zweifellos bereits vorüber gewesen.

Avery holte tief Luft, zwang seine zitternden Glieder, ihm zu gehorchen, und stürzte sich mit erhobenem Tomahawk auf die Frau. Sie war so beschäftigt, daß sie ihn nicht einmal kommen hörte. Er hätte sie leicht töten können, aber gerade, als er den Tomahawk auf ihren Kopf niederfallen lassen wollte, sah er Zleetri vor seinem geistigen Auge. Er sah sie zusammengekrümmt und tot auf ihrem Lager. Er konnte nicht töten.

Er warf sich mit seinem ganzen Gewicht auf die Frau und stieß ihr seine Faust in den Magen, daß sie stöhnend um Luft rang. Dann schlug er mit der Handkante gegen ihren Hals. Die Frau hustete und erbrach sich. Sie würde für eine ganze Weile außer Gefecht sein. Avery bückte sich nach der Armbrust und zerhackte sie mit dem Tomahawk in Stücke.

Als er sich aufrichtete, warf er einen raschen Blick zum Lager hinüber und sah, wie Barbara und Tom sich unter einem Hagel verhältnismäßig kleiner Steine duckten, während sie gleichzeitig versuchten, einen der goldenen Männer daran zu hindern, auf die andere Seite des Felsens zu gelangen, um hinter ihnen hinaufzuklettern.

Dieser Anblick erweckte Averys vor Erschöpfung bleischwere Glieder wieder zum Leben. Er riß den Tomahawk hoch, stieß einen wilden Schrei aus und stürzte auf den nächsten Angreifer zu.

Überrascht wandte der Mann sich um. Er reagierte jedoch fast augenblicklich. Er ließ die Steine fallen, die er in den Händen hielt, und bückte sich nach den beiden Speeren, die zu seinen Füßen lagen.

Avery war noch fünfzehn Meter entfernt, als der erste Speer heranschwirrte, und er schleuderte noch im Laufen seinen Tomahawk. Der Speer verfehlte ihn. Allerdings verfehlte auch der

Tomahawk sein Ziel.

Avery hatte immer noch sein Messer und rannte weiter. Der goldene Mann hatte den zweiten Speer erhoben, und der mörderische Ausdruck auf seinem Gesicht sagte Avery, daß dieser Speer ihn nicht verfehlen würde.

Plötzlich verwandelte sich der triumphierende Blick in maßloses Erstaunen. Der goldene Mann schwankte hin und her, und der Speer entfiel seiner Hand, noch bevor Avery die Schneide seines Jagdmessers tief in das harte goldene Fleisch unterhalb des Brustkorbs stieß.

Der Mann stürzte kopfüber zu Boden und riß Avery fast mit sich. Erst jetzt sah Avery den Tomahawk — Toms Lieblingstomahawk, dessen Schneide tief zwischen den Schulterblättern des Mannes stak.

Avery blickte sich benommen um. Alles schien plötzlich zum Stillstand gekommen zu sein. Ein paar Meter weiter am Strand kauerte die goldene Frau. Barbara stand reglos oben auf dem Felsen mit einem Zeltpfahl in der Hand. Tom lag zusammengekrümmt am Fuß des Felsens. Mary beugte sich über den Rand des Felsens und blickte zu Tom hinunter. Der zweite goldene Mann war einige Schritte zurückgewichen und starrte fassungslos auf das Bild, das sich ihm bot.

Dann kam plötzlich wieder Leben in die Szene. Der letzte der Angreifer zog sich, vorsichtig rückwärtsgehend, zurück und lief dann zu der goldenen Frau hin, deren Stöhnen in Marys gellendem Schrei und Toms Fluchen unterging. Barbara hielt noch immer mit grimmiger Miene den Zeltpflock umklammert, und nur der Mann zu Averys Füßen rührte sich nicht mehr.

Avery ging zu Tom, um ihm zu helfen, aber Tom richtete sich trotz des Drei-Meter-Sturzes und seiner Schulterwunde schon wieder auf.

»Hast du meinen Wurf gesehen?« keuchte er. »Um Himmels willen, bist du verletzt?« »Du bist gut! Natürlich bin ich ver-

letzt. Ich habe schließlich immer noch ein Loch im Rücken, in das man eine Zigarre stecken kann! Aber sag, hast du den Wurf gesehen, Richard? Der Tomahawk hat genau gesessen — ich bin zwar dabei über Bord gegangen, aber das war es auch wert.«

Tom versuchte, sein Gewicht auf das linke Bein zu verlagern, und setzte sich plötzlich mit einem Ächzen wieder hin. »Jetzt habe ich am anderen Ende auch einen Knacks weg... Sieh dir das an, Richard, sieh dir die Meisterrasse an!«

Mary und Barbara riefen beide von oben herunter, aber Tom schien sie nicht zu hören.

Avery folgte Toms Blick. Die goldenen Leute, die beiden, die nun noch übrig blieben, waren in vollem Rückzug begriffen. Der Mann stützte die Frau, und beide humpelten, so rasch sie konnten, zum Waldrand. Offenbar erwarteten sie, verfolgt zu werden. Avery seufzte. »Meinst du, daß ich...« »Nein«, erwiderte Tom großmütig. »Laß die armen Teufel laufen. Sie haben jetzt genug Probleme. Ich glaube nicht, daß sie noch einmal zurückkommen werden. Ihr Stolz hat zu sehr gelitten. Weißt du, Richard, ich glaube fast, das Spiel ist zu Ende.«

## 26

Um ihn war nichts als Dunkelheit, Dunkelheit und dann Milliarden funkelnder Sterne.

Er sah eine Sonne und viele Planeten. Einer der Planeten war blau und von weißen Wolken umgeben, mit grünen Ozeanen und roten und gelben Inseln.

»Dies«, sagte die Stimme aus dem All, »ist dein Heim. Dies ist dein Garten. Dies ist die Welt, in der du leben und wachsen und vieles erkennen und verstehen wirst. Hier sollst du genügend erfahren, aber nicht zu viel. Hier ist das Leben. Es gehört

dir!«

Die Stimme war freundlich, aber die Worte hallten wie Donner.

Christine schwebte zwischen den Sternen auf ihn zu, lächelte ihn an und verblaßte sanft wie ein erlöschendes Licht.

Avery öffnete die Augen und betrachtete im Dämmerlicht Barbara, die ruhig neben ihm schlief. Liebe Barbara, warme, lebendige, wunderbare Barbara, dachte er und berührte zärtlich ihr Gesicht mit den Fingerspitzen. Er mußte an die goldenen Leute und Zleetri denken, an den Kampf und wie sie den toten Mann dann selbst begraben hatten. Barbara und er waren durch die gemeinsam überstandenen Gefahren jetzt fest miteinander verbunden.

Vorsichtig stand er auf, um sie nicht zu stören, und zog sich an. Dann verließ er leise das Zelt. Tief atmete er die klare Morgenluft ein. Von dem gestrigen Kampf waren kaum noch Spuren zu sehen. Die verkohlten Reste der alten Zelte und eines Kabinenkoffers waren bereits fortgeräumt worden, und es war fast, als hätte es gar keinen Kampf gegeben.

Avery stand auf dem kleinen Felsen und blickte über sein privates Königreich — die Insel und das Meer. Am Horizont zeigte sich der Rand der aufgehenden roten Sonne. Es würde ein herrlicher Tag werden!

Sein Blick glitt über den Strand, über das Wasser und wieder zurück. Er rieb sich die Augen und blickte wieder auf den Strand. Das konnte doch nicht wahr sein!

Am Strand, nahe am Wasser, stand ein kleines Podest mit einer Maschine, die aussah wie eine besonders zierliche Schreibmaschine mit einer endlosen Rolle Papier.

Avery erkannte die Maschine — er hatte sie bereits in einer anderen Zeit und an einem anderen Ort gesehen.

Aufgeregt und gespannt kletterte er die Leiter herunter und lief zu dem Podest hin. In diesem Augenblick begann die Maschine zu schreiben.

*Bitte beunruhigen Sie sich nicht, lautete der Text. Das Experiment ist zu einem zufriedenstellenden Abschluß gebracht worden. Es wäre jedoch wertvoll, die Ansichten der Versuchsobjekte zu erfahren.*

Averys Aufregung legte sich etwas. Die Maschine war noch genauso rätselhaft, wie er sie in Erinnerung hatte. Jetzt ärgerte er sich jedoch zu seiner eigenen Überraschung nicht mehr darüber, sondern es erheiterte ihn sogar.

*Dieses Subjekt ist im Augenblick etwas aus der Fassung geraten, tippte er zurück.*

*Bitte führen Sie das näher aus, kam es zurück.*

*Aus der Fassung geraten sein bedeutet verwirrt, bestürzt, beunruhigt, antwortete Avery.*

*Bitte näher ausführen.*

*Warum sollte ich? Sie geben kaum ein gutes Beispiel ab.*

*Bitte näher ausführen. Es ist sehr wichtig.*

Avery begann die Sache Spaß zu machen. *Nur Leben ist wichtig, tippte er. Diese Schlußfolgerung hat das Subjekt aus dem Experiment gezogen.*

Es entstand eine kleine Pause. Dann fuhr die Maschine fort. *Sind Sie glücklich?*

*Ja.*

*Sind Sie gesund?*

*Bedauern Sie das Experiment?*

Jetzt war es an Avery, eine Pause einzulegen. Dann antwortete er: *Nein. Möchten Sie in Ihre Heimat zurückkehren?*

Plötzlich dachte Avery an die anderen. Er wandte sich um und blickte zum Lager hinauf. Barbara war gerade aus dem Zelt getreten und starrte ungläubig auf die Maschine und Avery.

»Liebling, hole die anderen«, rief er. »Onkel meldet sich plötzlich wieder und möchte wissen, wie es uns geht. Und, Barbara, er fragt an, ob wir gern wieder nach Hause möchten.«

Barbara faßte sich bemerkenswert rasch. »Ich hole Tom und

Mary«, rief sie zurück. »Und sage Onkel, er soll noch nicht fortgehen, ich habe ihm auch noch einiges zu sagen!«

*Bleiben Sie an der Leitung,* tippte Avery daraufhin. *Jeder möchte sein demokratisches Recht in Anspruch nehmen.*

*Was für eine Leitung? Was für ein demokratisches Recht?* fragte die Maschine zurück.

Avery freute sich königlich über »Onkels« offensichtliche Verwirrung. *Die Leitung, auf der Sie sitzen, und — Redefreiheit für alle,* erwiderte er.

Barbara kam als erste die Leiter herunter und half dann den beiden anderen. Trotz des schweren Sturzes am Vortag und obgleich seine Wunde erneut geblutet hatte, ging es Tom weit aus besser, als sie je gedacht hätten. Mary sah zwar noch etwas blaß und erschöpft aus, aber auch sie hatte sich wieder erholt.

Staunend blickten die drei auf die Maschine.

»Wie wäre es, wenn wir sie mit einem schweren Felsbrocken bearbeiten würden?« schlug Tom schließlich vor.

Avery grinste. »Eine ausgezeichnete Idee — vorausgesetzt allerdings, daß du keinen Wert darauf legst, zur Erde zurückzukehren.«

»Was?«

»Man hat eben angefragt, ob wir in unsere Heimat zurückkehren wollen.«

Die Maschine erwachte wieder zum Leben. *Da das Experiment erfolgreich abgeschlossen ist, erhebt sich jetzt die Frage der Rückführung aller Teilnehmer in ihre ursprüngliche Umgebung.*

»Laß mich mal 'ran«, rief Barbara erregt, und dann begann sie wild auf die Tasten einzuhämmern. *Sie meinen wohl die Rückführung der Überlebenden, wie? Und was ist mit den goldenen Leuten, die umgekommen sind? Und was ist mit dem Baby, das gestorben ist? Bringen Sie die auch wieder zurück, wenn Sie können.*

*Unglücksfälle werden tief bedauert,* hieß die Antwort, *aber*

*bei einem Experiment dieser Art muß mit Verlusten gerechnet werden. Vielleicht kann man es dadurch rechtfertigen, daß der Endzweck ungewöhnlich bedeutend ist.*

*Was sollte mit diesem Experiment bewiesen werden?* fragte Avery.

Die Antwort kam sofort: *die Dynamik der Kultur.*

Mary blickte auf den gedruckten Text. »Frage mal, woraus der bedeutende Endzweck besteht«, sagte Mary nicht ohne Bitterkeit. »Aber ich glaube nicht, daß wir eine sinnvolle Antwort erhalten.«

Avery tippte Marys Frage, und kaum hatte er geendet, erschien auch schon die Antwort. *Der Endzweck, um den es geht, ist die endgültige spätere Herrschaft über den Randsektor im zweiten Linearquadranten der Milchstraße.*

»Was ist denn das für ein Unsinn«, schimpfte Tom. »So, nun laß mich mal an das Ding.«

*Nun hören Sie endlich mit dem Geschwafel auf, und drücken Sie sich so aus, daß man es begreifen kann,* tippte Tom. *Wie, zum Teufel, haben Sie uns hergebracht? Wo sind wir überhaupt? Was hat das alles zu bedeuten? Und schließlich möchten wir wissen, was Sie wegen unserer Rückführung unternehmen wollen.*

»So«, sagte er, »das sollte dem Kerl eigentlich den Mund stopfen.«

Tom hatte sich jedoch geirrt. Die Maschine begann eifrig zu ticken.

*In der Reihenfolge der gestellten Fragen lauten die Antworten wie folgt,* hieß es.

*Jeder von Ihnen fand im Auslese-Gebiet einen Kristall, welcher den scheinbaren Zustand der Bewußtlosigkeit bewirkte. Tatsächlich waren Sie jedoch nicht bewußtlos in dem Sinne, daß Sie dadurch unbeweglich und hilflos wurden. Der Kristall bewirkte lediglich die Betäubung Ihres Gedächtnisses, während zur gleichen Zeit Ihre sämtlichen Handlungen ferngelenkt*

*werden konnten. Diese bedingte natürlich eine zeitweilige Ausschaltung des freien Denkens. Sie handelten alle unter Kontrolle, als Sie den Kristall aufhoben und ihn behielten. Ihrem Wunsch entsprechend, den Vorgang mit einfachen Worten zu erklären, könnte man sagen, daß jeder Kristall als eine Art Psycho-Radio fungierte und dadurch die Übermittlung direkter Anweisungen für Sie ermöglichte. Sie selbst erweckten jedoch den Anschein, als freier Mensch zu handeln. Sie selbst besorgten sich die gesamte Ausstattung für Ihre Reise. Dann reisten Sie, den Instruktionen folgend, zu einem Treffpunkt, wo Sie an Bord eines Transportflugzeuges genommen werden konnten, und zwar zu einer Zeit, als es unwahrscheinlich war, daß dieser Vorgang von anderen Ihrer Art beobachtet oder bemerkt werden würde. Dieses Treffen fand etwa vierzig Erdenstunden nach Einsetzen der Fernsteuerung statt.*

»Also so was!« sagte Tom hilflos.

Avery hätte fast gelacht, als er Toms entgeisterte Miene sah, aber er hatte Angst, daß es ein hysterisches Lachen werden würde.

Die Maschine fuhr fort.

*Ihr gegenwärtiger Standort ist eine Insel auf dem vierten Planeten des Sternes, der den Astronomen der Erde als Achernar bekannt ist. Dieser Stern ist etwa siebenzig Lichtjahre von Ihrer eigenen Sonne entfernt.*

Nach einer kleinen Pause begann die Maschine von neuem.

*In jenem Abschnitt der Milchstraße, der Ihnen nur als Randsektor des zweiten Linearquadranten beschrieben werden kann, existieren zur Zeit zwei intelligente Rassen, die im Begriff stehen, Weltraumflüge zu starten. Einer dieser Rassen wird die endgültige Verantwortung und Herrschaft über dieses Gebiet zufallen. Diese beiden Rassen sind Ihre eigene und die der goldenen Leute, wie Sie sie nennen. Der Zweck des Experimentes war, durch Versetzung von Vertretern beider Kulturen in eine neutrale Umgebung unter angespannten Lebensbedin-*



*gungen zu bestimmen, welche der beiden Rassen die brauchbarsten psychologischen Charaktereigenschaften aufweist. Dieses hat sich nun herausgestellt. Bestimmte technische Instrumente — zu vergleichen mit Ihrem Radarsystem, Telephotographie und parabolischen Horchgeräten — haben es ermöglicht, Sie alle unter ständiger, sorgfältiger Beobachtung zu halten. Die Ergebnisse des Experimentes sind endgültig.*

»Das übertrifft einfach alles«, sagte Mary leise und blickte hilfesuchend ihre Gefährten an.

Die Maschine tickte weiter.

*Allen Überlebenden des Experimentes wird freigestellt, entweder zu ihrem Ursprungsplaneten zurückzukehren oder auf Achernar Vier zu bleiben. Dieser Planet besitzt keine eingeborene Rasse intelligenter Wesen. Er ist daher für die Besiedlung geeignet. Dennoch kann jedes Subjekt, das zu seinem Planeten zurückzukehren wünscht, in kürzester Zeit dorthin transportiert werden. Aus verschiedenen Gründen, von denen einer die geistige Gesundheit des Subjektes ist, wird es als notwendig erachtet, denen, die zurückkehren möchten, einen Amnesie-Block einzusetzen. Wenn Sie sich nicht an das Experiment erinnern, werden Sie auch keinen gefühlsmäßigen Rückwirkungen ausgesetzt sein. Im Falle der Rückkehr kann für finanzielle Entschädigung und therapeutische Behandlung gesorgt werden. Ihr Entschluß wird erwartet.*

Eine ganze Weile herrschte Schweigen.

Bestürzt blickten sich Avery und Barbara, Tom und Mary an.

Es war möglich, zur Erde zurückzukehren! Avery dachte an London. Seit langem war London nur noch ein verschwommenes Bild gewesen, aber die Möglichkeit der Rückkehr rückte die Stadt wieder in scharfes Licht. Kensington Gardens, Piccadilly Circus, Theater, Geschäfte, Menschen, die Untergrundbahn, Big Ben, die Themseufer...

Er sah alles vor sich. Er konnte den Verkehr hören, die Stra-

Benmusikanten, er hörte Big Ben schlagen und roch den Duft gerösteter Kastanien, den Essensgeruch aus überfüllten Restaurants — und plötzlich wurde ihm klar, daß er sich gar nicht nach London zurücksehnte. Diese Erkenntnis traf ihn fast wie ein körperlicher Schlag. Er wollte gar nicht nach London zurück, denn London bedeutete Vergessen! London bedeutete den Verlust dessen, was zwischen ihm und Barbara gewachsen war... Und Tom... Und Mary... London bedeutete, daß er wenig gewinnen und viel verlieren würde.

Avery blickte die anderen an und wußte, daß auch sie die Erinnerung an all das, was sie miteinander verband, nicht opfern wollten. Auf der Erde waren sie alle einsame Menschen gewesen. Hier, siebenzig Lichtjahre vom Piccadilly Circus entfernt, waren sie nicht länger einsam.

Es gab aber noch einen anderen Grund, hierzubleiben, ein Grund, der noch kaum Gestalt angenommen hatte in ihren Gedanken — hier hatten sie die Möglichkeit, etwas zu schaffen, etwas Wirkliches zu schaffen. Welch eine phantastische Möglichkeit, dachte Avery.

Unwillkürlich legte er seinen Arm um Barbaras Schultern. Sie sahen sich an — so wie auch Tom und Mary sich ansahen. Dann blickten sich die vier an und wußten, daß sie sich vollkommen einig waren.

»Soll ich *ihnen* unsere Antwort übermitteln?« fragte Avery ruhig.

Barbara schüttelte den Kopf und trat zu der Maschine. »Noch nicht. Da ist noch etwas, und wir haben ein Recht darauf, es zu wissen.«

*Wir möchten Sie sehen*, tippte sie. *Sie haben ziemlich viel mit uns ohne unsere Zustimmung angestellt. Wir haben ein Recht darauf, Sie zu sehen.*

Die Antwort war etwas rätselhaft. *Das hätte keinen Wert. Es gibt kein annehmbares wirkliches Ebenbild.*

Barbara war hartnäckig. *Wir wollen Sie trotzdem sehen.*

*Oder fürchten Sie sich davor, gesehen zu werden?*

Danach entstand eine lange Pause. Endlich antwortete die Maschine: *Es gibt kein wahres Ebenbild. Aber urteilen Sie selbst. Die Bitte ist gewährt.*

Plötzlich ertönte ein Summen in der Luft — ein Summen, als ob sich alle Bienen des Universums an einem unsichtbaren Punkt zusammengefunden hätten. Unvermittelt brach das Summen ab, und in einiger Entfernung schwebte ein riesiger, blendender, goldener Ballon — vielleicht dreißig Meter im Durchmesser — über der Oberfläche des Sandes.

Dann kam dieses trockene Knacken, wie von feinem Glas, das zerbrach — Avery konnte sich noch gut an das Geräusch erinnern —, der Ballon schimmerte durchsichtig und verschwand.

An der Stelle, wo er gewesen war, standen vier Menschen. Zwei Männer und zwei Frauen. Vier goldene Menschen. Und einer davon war Zleetri.

Avery machte einen Schritt vorwärts, blieb aber sofort wie erstarrt stehen.

Die goldenen Leute waren nicht mehr die goldenen Leute. Sie hatten sich verwandelt — in einen zweiten Tom, eine zweite Mary, eine zweite Barbara und einen zweiten Avery. Sie selbst waren es bis in die kleinste Einzelheit — bis zu Toms Verband, der oben am Hals, wo das Hemd offenstand, zu sehen war, und bis zu der Brandwunde an Marys Arm, die sie bei dem Kampf mit den goldenen Leuten davongetragen hatte.

Der andere Avery sprach. »Verzeihen Sie unsere Tricks. Fürchten Sie sich nicht. Dies sollte Ihnen nur zeigen, daß es kein wahres Ebenbild gibt. Stellen Sie es sich als eine Technik vor, ähnlich der Schutzfärbungen des Chamäleons, nur wesentlich komplizierter.«

Avery hörte sein Spiegelbild mit seiner eigenen Stimme sprechen. Aber obgleich er vor Schreck noch ganz benommen war, setzte sein Denkvermögen nicht aus. Zu seiner Überarra-

schung hörte er sich jetzt selbst zu seinem Spiegelbild sprechen.

»Die Tricks sind nicht gut genug. Zeigen Sie uns dann, was dem wahren Ebenbild am nächsten kommt.«

»Wie Sie wünschen«, erwiderte der andere Avery.

Die Gestalten verwandelten sich noch einmal. Sie verwandelten sich in etwas, das vertraut und doch unbeschreiblich war. Sie verwandelten sich in Ungeheuer, die dennoch nicht ungeheuerlich waren, in Menschen, die weder Männer noch Frauen zu sein schienen. Sie verwandelten sich in kleine, nackte, braunhäutige Zwitter. Zwitter, die wie Vierlinge aussahen, denn sie waren absolut identisch. Einer dieser Zwitter sprach. Es war weder die Stimme eines Mannes noch die Stimme einer Frau, aber der Klang war nicht unangenehm.

»Seid begrüßt, ihr von Achnar, Abkömmlinge der Erde, von den Beherrschern des zweiten Linearquadranten. Wir bitten Sie nicht um Verzeihung für das, was geschehen ist. Wir bitten lediglich um Ihr Verständnis, da Ihre Rasse dazu bestimmt ist, unsere Erben zu werden.

Es wird Ihnen schwerfallen, uns zu verstehen. Unsere Wissenschaft ist der Ihrigen um mehr als eine Million Erdenjahre voraus. Schon vor langer Zeit haben wir den Weltraum erschlossen, und seit wir Weltraum-Geborene wurden, haben wir auch die Verpflichtungen, die zu einer Bürde aller weltraum-orientierten Formen intelligenten Lebens geworden sind. Wir haben kein planetarisches Heim. Es ging in der Zeit unter. Wir brauchen auch kein Heim mehr, denn schon vor langer Zeit ermöglichte es unsere Wissenschaft, uns unsterblich zu machen. Und doch sterben wir allmählich aus. Aus diesem Grund setzten wir es uns zur Aufgabe, unsere Erben ausfindig zu machen. Ihnen werden wir einmal die Zukunft intelligenten Lebens im zweiten Quadranten anvertrauen müssen.«

Avery fand endlich seine Sprache wieder. »Wenn Sie unsterblich sind, dann können Sie doch nicht sterben!«

Der Zwitter lächelte. »Unsere Unsterblichkeit wurde auf Kosten der Fruchtbarkeit errungen. Wir sterben nicht an Alter, aber niemand ist gegen Zufälle gewappnet. Der Unfalltod ist unser unüberwindlicher Feind. Wenige von uns sterben durch Unfälle, aber noch weniger von uns werden geboren. In drei oder vier Jahrtausenden werden wir ausgestorben sein. Deshalb führten wir dieses Experiment durch. Wir werden daher dafür sorgen, daß in diesem Sektor nur eine Rasse die Geheimnisse der Sterne einmal erschließen wird. Die einzige andere intelligente Rasse — jene, die Sie die goldenen Leute nennen —, die Bewohner des fünften Planeten von Alpha Centauri, werden daran gehindert werden, hier einzudringen.

Die Menschen Ihrer Erde sind unsere Erben.

Ihre Rasse wird unser Erbe nicht wegen ihrer überlegenen Stärke antreten, denn ihre Stärke ist nicht überlegen und auch nicht wegen der höheren Intelligenz, denn der Unterschied ist nur gering. Aber von den vierzig Gruppen, die auf zwanzig Inseln dieses Planeten verteilt wurden, überlebten dreizehn Gruppen von der Erde und sechs Centaurische Gruppen. Der Rest ging im Kampf zugrunde. Die überlebenden Gruppen überlebten nicht, weil sie stark waren — obgleich sie Kraft benötigten —, sondern weil sie Kraft aus der Gemeinschaft schöpften, eine Kraft, die Sie unzulänglicherweise mit Mitleid oder Erbarmen bezeichnen.

Von den dreizehn irdischen Gruppen, die überlebten, haben sich neun — Ihre Gruppe eingeschlossen, denn wir sehen, daß Ihr Entschluß gefaßt ist — dafür entschieden, hier auf Achnar zu bleiben. Von den sechs überlebenden Centauri-Gruppen wollte niemand bleiben...

Mitleid und der Wunsch nach schöpferischem Wirken, das sind letztlich die einzigen Eigenschaften, die Sie benötigen. Vielleicht werden Sie oder andere Ihrer Art eines Tages die Meere von Achnar überqueren, um sich zu vereinigen. Vielleicht werden Sie eines Tages eine Viel-Völker-Kultur entwik-

keln. Das könnte auch ein sehr interessantes Experiment werden...

Aber nun werden wir Sie verlassen. Wir übergeben Ihnen den Planeten. Machen Sie daraus, was Sie wollen. Vielleicht kehren wir im Zeitraum von ein oder zwei Generationen zurück, um Ihren Fortschritt zu besichtigen. Leben Sie wohl!«

Die vier Zwitter hoben gleichzeitig den linken Arm in einer Geste, die dem alten römischen Salut ähnelte.

»Warten Sie doch!« rief Avery verzweifelt. »Es gibt noch so vieles, was wir wissen möchten, und was wir nicht verstehen.«

Der Zwitter, der zuvor gesprochen hatte, antwortete, und in seiner Stimme schien ein leichtes Lachen mitzuschwingen.

»Dies ist dein Heim. Dies ist dein Garten. Dies ist die Welt, in der du leben und wachsen und vieles erkennen und verstehen wirst. Hier wirst du genügend erfahren, aber nicht zu viel. Hier ist das Leben. Es gehört dir.«

Dann war plötzlich wieder das durchdringende Summen wie von Myriaden von Bienen in der Luft. Das Summen erstarb, und es schien, als wären die vier merkwürdigen Wesen von einem Feuerball verschlungen worden. Die goldene Kugel glänzte. Langsam, blendende Helligkeit ausstrahlend, rollte sie auf Avery, Barbara, Tom und Mary zu. Die vier traten zurück.

Die goldene Kugel überrollte die Schreibmaschine — dann kam das trockene Zersplittern dünnen Glases, und plötzlich waren nur noch das Meer, der Himmel und das Land da.

Und vier Menschen, die benommen um sich blickten, wie Schlafwandler, die nicht wissen, ob sie wachen oder träumen.

Tom stieß einen abgrundtiefen Seufzer aus und wischte sich den Schweiß von der Stirn. »Mein Gott, mein Gott«, murmelte er. »Was mich betrifft, so kann ich nicht sagen, daß ich das alles glaube, nur weil ich sie gesehen habe. Was haltet ihr davon? Was *kann* man überhaupt davon halten?«

»Das ist doch unwichtig«, sagte Mary zur Überraschung aller. »Ich meine, *sie* sind unwichtig. Von mir aus können sie

über Unsterblichkeit, Schicksal und Quadranten reden, bis sie blau und grün im Gesicht werden. Das bedeutet mir gar nichts. Wichtig ist nur, daß wir einander haben. Und das ist genug.«

»Ja«, stimmte Barbara zu und griff nach Averys Hand. »Das genügt wirklich. Ich weiß nicht, was diese Wesen vorhaben — und ich will es auch gar nicht wissen. Aber sie haben uns die Gelegenheit verschafft, uns gegenseitig und uns selbst zu finden, und damit bin ich sehr zufrieden.«

»Mich befriedigt das nicht ganz«, sagte Avery lächelnd. Barbaras Enttäuschung schwand, als er fortfuhr. »Daß wir uns gefunden haben, ist das Schönste, aber nun müssen wir darauf aufbauen. Ich meine damit nicht nur, ein Haus bauen oder sogar ein Dorf — wenn wir genug Kinder bekommen —, nicht nur Bequemlichkeit auf einer kleinen Insel für vier, sondern den Aufbau einer Zivilisation. Zum Teufel mit *Ihnen*. Wir werden versuchen, einige ihrer Rätsel zu lösen, wenn wir abends einmal nichts Besseres zu tun haben. Aber wenn es stimmt, was *sie* gesagt haben, dann werden wir früher oder später versuchen, Boote zu bauen. Dann können wir uns zusammenschließen und wirklich wachsen!«

»Puh«, machte Barbara. »Laß uns lieber warten, bis uns jemand besuchen kommt.«

Avery fuhr ihr liebevoll mit der Hand durch das Haar. »Angenommen, alle dächten das? Nun, darüber können wir uns auch noch nach dem Frühstück streiten. Jetzt sollten wir uns aber wirklich nach einem hübschen Grundstück für ein Haus umsehen — für unser erstes Heim auf unserer Welt!«

- ENDE -